Paed. Pr.
~~2860.~~
2704
Pöhlmann

R

Unterhaltende und belehrende

Sammelschrift

für

die Jugend.

Herausgegeben

und

mit erklärenden Anmerkungen versehen

von

D. Johann Paul Pöhlmann.

Erlangen,

bei J. J. Palm und Ernst Enke 1819.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorerinnerung.

Da diese Sammelschrift mit dem im vorigen Jahre von mir herausgegebenen Erzähler in den langen Winterabenden einerley Zwekk hat, und als Fortsetzung desselben betrachtet werden kann; so habe ich hier weiter nichts darüber zu sagen, als den Grund anzugeben, warum ein neüer Titel gewählt worden ist. Dieses ist aber geschehen, damit kein Kaüfer ein unvollständiges Werk besitze, wenn

er sich etwa nur den ersten oder 2ten Theil davon anschaffen wollte. Uebrigens bemerke ich noch, daß ich zur Herausgabe des Erzählers durch meinen Herrn Verleger aufgefordert, zur Herausgabe dieser Sammelschrift aber durch den guten Absatz, den gedachter Erzähler gefunden hat, bestimmt worden bin.

Ostheim am Ries,
im Januar 1819.

Der Herausgeber.

Inhaltsverzeichniß.

Seite.

I. Die dankbaren Thiere . . . 1
II. Das Paradies 18
III. Selbststrafe des Geitzes . . . 20
IV. Häßlichkeit des Neides . . . 21
V. Die jungen Burggrafen von Nürnberg . 22
VI. Ein gehängter wird ein reicher Kaufmann 48
VII. De agtkantige Boer . . . 54
VIII. Der Vikar aus Rochester . . 62
IX. Der Kalif und sein Minister . . 68
X. Der Schiferdekker 71
XI. Grausamkeit und standhafter Muth . 76
XII. Der unbekannte König . . . 78
XIII. Was der eine eingebrokkt hat, müssen die Andern oft ausessen . . . 82
XIV. Sonderbares Pferdefutter . . 84
XV. Der kluge Hund 85
XVI Ulrich 86
XVII Haquin und Dobra . . . 98
XVIII. Der Einsiedler . . . 119
XIX. Die Neujahrswünsche . . . 130
XX. Gräfinn Spadara . . . 142

		Seite
XXI.	Die Mutter im Tyroler Thale	150
XXII.	Casa Bianca	157
XXIII.	Amphinämos und Anapus	163
XXIV.	Das Grab der Jungfrau in der Dübner Heide	167
XXV.	Harmodia und Eudora	173
XXVI.	Wilhelm Tell	176
XXVII.	Fenelon	183
XXVIII.	Paul Gerhard	188
XXIX.	Die Neujahrsnacht	194
XXX.	Der Triumpf der Religion	202
XXXI.	Der König Ankäus	210
XXXII.	Der Löwe	214
XXXIII.	Der Nachbar und die Nachbarinn	220
XXXIV.	Der Eisgang	226
XXXV.	Der Löwe in Florenz	231
XXXVI.	Der Schatz im Stalle	233
XXXVII.	Graf Lauzun	242
XXXVIII.	Der sterbende Greis	248
XXXIX.	Der Vater Martin	256
XL.	Abrahams Tod	259
XLI.	Die kleinen Krebse	263
XLII.	Die Weihnachtspredigt	265
XLIII.	Räthsel	267

I.

Die dankbaren Thiere.

Ein junger König, welcher frühe zum Throne gekommen war, fragte seinen alten erfahrnen Vezier*), wem er wohl unter den Vielen, die sich um seine Gunst bewürben, sein Vertrauen schenken könnte? „König, sagte der Vezier, keinem, den du nicht erprobt hast; denn leider! ist der Mensch, der das edelste und dankbarste Geschöpf seyn sollte, oft das betrüglichste und undankbarste aller Geschöpfe. Das könnte dich, wenn du zu hören Lust hast, die Geschichte des Königes zu Aleppo**) lehren. —“ „Ich habe Lust, sprach der junge König, sie anzuhören; erzähle. Der Sultan zu Alep-

*) In der Türkey und andern Ländern des Orients heissen die ersten Minister der Herrscher Veziere.

**) Aleppo oder Haleb, ist eine Stadt in Syrien in der asiatischen Türkey.

po, erzählte der Vezier, war in Ueppigkeit versunken, und überließ Andern die Sorge seiner Regierung. Da er nun Putz und Pracht am meisten liebte, so hatte er sein Herz auch insonderheit einem Juwelier geschenkt, der ihn immer mit neüem Blendwerke zu unterhalten wußte, und sich allmählig zu den ersten Bedienungen des Hofes aufschwang. Zuletzt wurde ihm gar die Erziehung des Prinzen Behadir, des künftigen Erben der Krone, anvertrauet; ihm, der eben so wenig Kenntnisse als guten Willen hatte, den Prinzen auszubilden. Der König indessen hatte seine Gunst einmahl auf ihn geheftet: er nahm nicht wahr, wie übel sein Kind erzogen wurde, bis endlich eine Grausamkeit ihm die Augen aufthat, und ihm sowohl seinen Sohn, als den unwürdigen Führer desselben im rechten Lichte zeigte.

Der gewesene Juwelier flößte dem Prinzen, seinem Zöglinge, alle die niedrigen Neigungen seiner ehemahligen Handthierung ein. Liebe zum Reichthum und kostbaren Edelgesteinen, Geitz und Gewinnsucht, die sich allen Betrug und jede Unterdrükkung erlaubte, waren die Neigungen, in denen nur gar bald der Lehrer und sein Schüler übereinstimmten. Einst hatten sie einem Juden, der kostbare Steine zum Verkauf hatte, diese Steine für einen Preis abgedrungen, mit dem er nicht zufrieden seyn konnte. Er forderte sie zurükk und bekam

sie nicht: er schrie über Gewalt, und man ließ ihn zu todt prügeln. Diese böse That kam endlich dem Sultan zu Ohren, und nun fing er an zu untersuchen, wem er sein Zutrauen gegönnt hatte. Er erfuhr alle niedrigen Streiche, die sein Sohn und dessen Erzieher ausgeübt hatten, und ihm blieb nichts übrig, als mit Gram und Reüe den Prinzen in ein abgelegnes Waldschloß zu verweisen, den gewesenen Juwelier aber mit Schimpf und Verachtung aus seinem Lande zu jagen.

Rustem (so hieß der niedrige Mensch) ging mit dem verhärteten Unmuth eines Bösewichts seine Strasse; die Nacht überfiel ihn in einem dunkeln, dikken Walde, und plötzlich fiel er in eine Grube, die man, mit leichtem Moose bedekkt, den wilden Thieren zur Fallgrube gemacht hatte. Nichts glich seinem Schrekken und Erstaunen, als er sich in ihr nicht allein, sondern einen Affen, einen Löwen und eine Schlange neben sich fand. Jeden Augenblikk glaubte er, ein Raub dieser Thiere zu werden; allein sie schonten sein, weil sie selbst von Noth geängstigt waren und sahen, daß er sich mit ihnen in gleicher Angst fühlte. So verstrich ihm die schrekkliche Nacht; und da er am kommenden Morgen die Fußtritte eines Menschen hörte, fing er an, kläglich um Rettung zu rufen, und den Vorübergehenden zum Mitleid zu bewegen. Der Vorübergehende war

ein Kaufmann, Ahmed mit Namen, der ein mitleidiges Herz hatte, und sogleich nach dem Ort des Unglükks eilte. Er bereitete sich ein Seil und warf es in die Grube; wie verwunderte er sich aber, als er statt des Menschen, den er hinaufzuziehen gedachte, einen Affen oben am Rande der Grube hinaufgezogen sah. Dieser war schneller gewesen, als der Mensch, das Seil zu greifen, und hatte sich zuerst gerettet. Der Kaufmann wurde unwillig über das unverschämte Thier und wollte es zurükkstoßen, als der Affe freündlich zu ihm sprach: „Laß es dich nicht gereüen, mir das Leben gerettet zu haben. Die Thiere lieben ihre Wohlthäter und sind erkenntlich gegen sie. Der Mensch aber, der unten liegt, ist ein Undankbarer, und ich fürchte, er werde deine Wohlthat einst schlecht vergelten. Ich wohne hier am Fuße dieses Berges, und wünsche dich im Zukunft wieder zu sehen, um dir meine Erkenntlichkeit für diesen Liebesdienst zu beweisen."

Ahmed achtete wenig auf die Versprechungen des Affen, und warf das Seil geschwind wieder hinein, um den Menschen herauszuziehen. Das Seil wurde jezt viel schwerer als das erste Mahl, und er freüte sich schon, den armen Unglükklichen zu sehen, als die zottigen Haare, die Zähne und Klauen eines Löwen sichtbar wurden. Der Kaufmann erschrakk und hätte bei-

nahe das Seil fahren lassen; der Löwe aber rief ihm freündlich zu: „Fürchte dich nicht, und zieh mich vollends hinauf; du erwirbst dir einen Freünd an mir, den du nicht verachten darfst. Ich habe Stärke genug, dein Leben aus einer Gefahr zu retten, und werde dir gewiß mehr Gutes für deine Wohlthat thun, als jener treülose Mensch, der unten in der Grube liegt.“ Der Kaufmann bekam durch diese Zurede Muth und zog den Löwen vollends herauf. „Freünd, sagte der König der Thiere zu ihm, meine Höhle ist in diesem Walde; ich hoffe dich wieder zu sehen und für meine Befreiung dir Dank zu erweisen.“

Der Löwe ging fort und der Kaufmann warf auf die wiederhohlten Bitten des unten Liegenden sein Seil zum dritten Mahle hinunter; ehe er aber noch zu ziehen anfing, so wand sich eine Schlange an dem Seile herauf. „Ist denn alles Ungeziefer der Erde in dieser Höhle verborgen?“ rief er voll Unwillen aus; aber die Schlange unterbrach ihn und sprach: Zörne nicht, daß du mich errettet hast; ich will dir deine Wohlthat durch eine freündschaftliche Nachricht vergelten, die dir sehr nützlich werden kann, wenn du sie befolgst. Der Mensch, der noch allein in der Grube stekkt, ist ein undankbares, boshaftes Geschöpf. Glaube mir; den Schlangen ist Klugheit zu Theil worden, die euch Menschen oft fehlt.

Er ist ein Bösewicht, den die Vorsehung wegen seiner Verbrechen strafen will; überlaß ihn seinem Schikksal, oder du wirst deine Wohlthat bereüen. Allein ich sehe, du bist weichherzig; du willst mir nicht gehorchen. Nun so thue, was dir gefällt. Du hast mein Leben gerettet, und dafür will ich dir dankbar seyn. Lebe wohl! Meine Wohnung ist an der Mauer der benachbarten Stadt, in der ich dich wieder zu sehen hoffe."

So sprach die Schlange und schlüpfte hinweg. Der Kaufmann aber war viel zu mitleidig, als daß er ihrem Rath gehorcht hätte; er warf das Seil zum vierten Mahle hinunter und brachte den Menschen endlich herauf. Sein blasses Gesicht rührte des Kaufmanns Herz: der Unglükkliche fiel ihm zu Füßen und dankte ihm mit Thränen für seine Hilfe. „Jeden Blutstropfen, der in meinen Adern fließt, will ich, großmüthiger Befreyer, mit Freüden für dein Wohl vergießen, wenn mir die Vorsehung Gelegenheit gibt, und alles was ich habe und vermag, will ich zu deinem Besten aufopfern." So sprach er, und zum Beweiß seiner Erkenntlichkeit fing er an, seinen Wohlthäter zu belügen. Ich heiße Rustem, fuhr er fort, und bin ein Edelmann aus der benachbarten Stadt. Der König machte mich zu seinem Vezier und gab mir die Aufsicht über seinen Prinzen. Ich verwaltete mein Amt mit Treüe

und Eifer; aber der Prinz war ein bösartiger Mensch; er ließ sich durch meine Lehren nicht bessern und beging die häßlichsten Ausschweifungen. Ich entdekkte es dem Könige; aber die Königinn, seine Mutter, vertheidigte den Prinzen; und ich wurde nicht gehört. Endlich haüften sich seine Verbrechen so sehr, daß der König die Augen aufthat und ihn in ein einsames Schloß, das nahe an diesem Walde liegt, gefangen setzte. Meine Feinde nahmen diese Gelegenheit wahr und gaben mir die Laster des Prinzen schuld. Der undankbare König glaubte ihnen; nahm mir meine Ehrenstelle, die ich mit so viel Eifer verwaltet hatte, und jagte mich schimpflich von seinem Hofe. Gestern Abend kam ich in diesen Wald: ich ging in schwermüthiger Betrübniß über den Undank der Menschen; als ich in diese Grube zu den drey häßlichen Thieren fiel, aus deren Gesellschaft du mich, großmüthiger Befreyer, jetzt errettet hast: denn ohne Zweifel wäre ich in kurzem ein Raub ihres Hungers und ihrer Wuth geworden." Nun schalt er auf den Undank der Menschen, auf die Ungerechtigkeit der Könige und mischte so viel schöne Sprüche in seine Reden, daß Ahmed einen Weisen gerettet zu haben glaubte. „Ich wohne an dem westlichen Ende der benachbarten Stadt, beschloß der Betrüger endlich, ich bitte dich, komm mit mir, und laß dir mein dankbares Herz wenigstens durch eine kurze Bewirthung zeigen."

Ahmed dankte dem höflichen Vezier für seine Einladung, und setzte mit dem Vergnügen, das ihm seine gute Handlung gab, zufrieden, seine Reise fort. Er kam nach Persien und war in allen seinen Unternehmungen glükklich. Er verkaufte seine Edelgesteine theürer, als er gehofft hatte: sein Reichthum mehrte sich von Tag zu Tage und erneüerte das Verlangen in ihm, sein Vaterland wieder zu sehen. Er nahm den Weg dahin und kam wieder durch den Wald, in dem er vor einigen Jahren die vier Gefangenen aus der Fallgrube errettet hatte. Mit Entzükken erinnerte er sich jetzt an die schönen Reden des erkenntlichen Rustem; und dankte den drey Thieren in seinem Herzen, daß sie diesen braven Mann nicht getödtet hatten; ohne weiter an ihre Versprechungen gegen ihn zu denken; als eben ein Heer von Raübern ihn überfiel. Sie nahmen ihm sein Pferd, sein Geld und seine eingekauften Perlen; ihn selbst banden sie nakkt mit Händen und Füssen an einen Baum, und jagten eilig wieder davon.

Der unglükkliche Ahmed getraute sich nicht zu schreyen, aus Furcht irgend ein reißendes Thier herbeyzulokken. Er arbeitete lange, seine Fesseln zu zerreißen; aber vergeblich. Die anhaltende heftige Bewegung rieb endlich seine Hände und Füße wund: sein Schmerz brach in ein wimmerndes Klaggeschrey aus, das die ganze

Gegend durchtönte. Auch zu den Ohren des großen Affen drang es, der nicht weit von diesem Baum wohnte. Er kam herbey, und sobald er seinen Befreyer erkannte, sprang er mit einem Sprunge hinzu, zernakkte die Strikke mit den Zähnen, und da Ahmed, von Hunger und Anstrengung geschwächt, halb todt zu seinen Füßen fiel: so nahm der Affe ihn in die Arme, trug ihn in seine Höhle, gab ihm wilde Früchte, machte ihm ein Lager von dürrem Laube, setzte sich neben ihn, streichelte seine Hände und sprach ihm Trost zu. Dadurch erholte sich Ahmed wieder und erzählte dem gutherzigen Affen den Unfall, der ihn in diese Noth gebracht hatte. Der Affe wußte den Aufenthalt der Raüber und schlich sich zu ihnen. Sie lagen alle in tiefem Schlafe, und neben ihnen standen große Säkke voll Gold. Er lud den schwersten auf, nahm einige Kleider für seinen nakkten Gast mit, und eilte voll Freüde zurükk in seine Höhle. „Da, sagte er und legte den Raub seinem Wohlthäter zu Füßen, da hast du dein verlornes Gut wieder; ich freüe mich, daß ich dir habe dienen können.

Ahmed dankte dem Affen, zog die Kleider an, nahm den Geldsakk und ging fort. Er gedachte bey seinem Freünde Rustem einzukehren und sich zu seiner fernern Reise ein ander Pferd zu kaufen. Er stellte sich

die Freüde dieses redlichen Veziers, über solch eine unvermuthete Ankunft, so schön vor, daß er die Last seines Geldsakkes nicht fühlte, als er, durch das Brüllen eines herbeispringenden Löwen, aus diesen süßen Einbildungen geschrekkt wurde. Seine Füße erstarrten vor Furcht und ein grausamer Tod schien ihm unvermeidlich. Aber der Löwe erkannte seinen ehemaligen Befreyer; langsam ging er auf ihn zu, wedelte freündlich mit dem Schwanze und redete ihn also an: „Komm, mein Freünd, komm, mein Wohlthäter, in meine Höhle, und laß dich von dem Löwen bewirthen, der dir für die Errettung aus der Grube seine Dankbarkeit bezeigen will.“

Ahmed hatte durch das Verhalten des Affen die Thiere liebgewonnen und ging mit. Unterwegs erzählte er, was ihm begegnet sey, und wie liebreich der Affe seinen Verlust wieder ersetzt habe. Der Löwe lobte das Verhalten des Affen und fand es schön; um aber nicht weniger erkenntlich und großmüthig zu scheinen, als ein schwacher Unterthan in seinem Reiche, so bat er seinen Gast, ein wenig in seiner Höhle zu warten und ging fort. Er streifte in dem Walde umher und stieß endlich auf den Prinzen Behadir, der auf die Jagd gegangen war und sich von seinen Bedienten verloren hatte. Dieser Prinz war ein grausamer, unge-

rechter Mensch, und der König sein Vater hielt ihn noch immer in dem Schloß des Waldes gefangen. Seine Bedienten mußten ihn allenthalben begleiten und auf alle seine Schritte genau Achtung geben; aber jetzt hatte er ein Reh zu hitzig verfolgt und sich von seinen Wächtern zu weit entfernt: denn wen die Vorsehung für seine Verbrechen bestrafen will, der eilt dem Verderben entgegen, ohne es zu wissen. Kaum sah der Löwe seinen köstlichen Turban, der mit vielen glänzenden Edelsteinen besetzt war, als er ihn anfiel, niederwarf und zerriß. Er nahm den reichen Turban zwischen die Zähne und brachte ihn seinem Gaste, als ein geringes Zeichen seiner Dankbarkeit für die ehemalige Befreyung.

Ahmed bekam durch diesen Turban einen unermeßlichen Schatz, und nahm, voll Freüde über die Dankbarkeit der Thiere, seinen Weg nach der Stadt, um seinen Freünde Rustem sein großes Glükk kund zu thun. Denn, dachte er, könnte er mich, wohl weniger liebreich aufnehmen, als diese wilden Thiere? Die Freüde seines Herzens machte auch seine Füße leicht, und die Sonne stand noch nicht hoch, als er die Thore der Hauptstadt erreichte, wo die Nachricht von der Ermordung des Prinzen schon allgemein bekannt war. Die Bedienten hatten seinen halbzerrissenen Leichnam in dem

Walde entdekkt; weil man aber den köstlichen Turban nirgends finden konnte, so zweifelte man noch, ob ihn ein wildes Thier zerrissen, oder die Räuber ermordet und seinen Leichnam so verstümmelt hätten, um ihr Verbrechen desto besser zu verbergen.

Ahmed wußte von allen diesen Dingen nichts. Er fragte die Wohnung seines Freündes aus, und, so bald er ihn umarmt und geküßt hatte, erzählte er ihm seine sonderbaren Begebenheiten. Er zeigte ihm die Geschenke des Affen und des Löwen, und fragte ihn um Rath, wie er die köstlichen Steine von diesem Turban am vortheilhaftesten verkaufen könne. Rustem erkannte sogleich den Turban des Prinzen und freüte sich recht herzlich über diesen Zufall, durch den er sich die Gunst des Königes wieder zu erwerben hoffte. Er wußte aber seine Bosheit zu verbergen und sagte zu seinem Gaste: Iß und trink, lieber Freünd, und sey gutes Muths. Unterdessen du von deiner beschwerlichen Reise ausruhest, will ich den Turban zu einigen Juwelieren tragen und mich erkundigen., wie hoch sie diese köstlichen Edelsteine schätzen.

Ahmed that, wie sein Wirth verlangte; er aß und trank und legte sich schlafen indeß Rustem mit dem Turban zum Könige eilte und also sprach: Herr,

ich habe einen von den Mördern deines Sohnes entdekkt; denn dieses ist des Prinzen Turban. Ich kenne die Steine sehr wohl, ich habe sie selbst gekauft, als ich noch vor deinem Thron stand. Nun beklagte er das Unglükk des Prinzen auf das wehmüthigste, und fing so sehr an zu weinen, daß es schien, als ob er nicht mehr reden könne. Der König dankte ihm für seine Entdekkung; und glaubte beynahe, ihm zu viel gethan zu haben, da er den Heüchler mit solcher Zärtlichkeit von seinem unglükklichen Sohne sprechen hörte.

Er schikkte sogleich Wache in Rustems Haus, die den schlafenden Ahmed band und vor den Thron führte. „Bösewicht, redete ihn der König an, wie hast du ein solches Verbrechen wagen dürfen, meinen Sohn zu tödten? Wer sind deine Mitschuldigen an dieser ruchlosen That?“ Der arme Ahmed war sich keines Verbrechens bewußt und erstaunte über diese Frage; als er aber seinen Turban am Fuße des Thrones liegen sah und seinen treülosen Freünd erblikkte, der ihn höhnisch anlachte, erschrakk er so heftig, daß er zitterte. Seine Zunge erstarb ihm im Munde und seine Augen sahen starr an die Erde. Der König hielt diese Zeichen für ein stummes Geständniß der Schuld und sprach: „Führt diesen Bösewicht auf einen Esel durch die Straßen der Stadt; ein Herold gehe vor ihm her und rufe seine Missethat aus;

dann werft ihn in ein tiefes Gefängniß; und wenn der Leichnam meines Sohns beerdigt ist, soll er sein ruchloses Leben unter den schreklichsten Martern endigen."

Der Befehl des Königs wurde augenblikklich vollzogen. Ahmed wurde allen Beleidigungen des Pöbels Preis gegeben und in ein tiefes Loch geworfen. Hier beseufzte und beklagte er nun seine Thorheit, daß er dem Rathe der drey Thiere nicht gehorcht und sich diesen treulosen Rustem anvertraut hatte. Er konnte nichts anders als den schmählichsten Tod erwarten, und bereitete sich schon auf denselben vor, als die Schlange, die ein wachsames Auge auf das Schicksal ihres Freundes hatte, bey ihm in dem Gefängniß erschien. „Habe ich dir es nicht vorher gesagt, sprach sie, das dieser Mensch ein Undankbarer sey, der deine Wohlthat mit Bösem vergelten werde? Aber, ich habe versprochen, dir bey Gelegenheit wieder zu helfen, wie du mir geholfen hast; und ich halte mein Wort. Nimm dieß Kraut; ich habe die liebste Gemahlin des Königs mit einem tödtlichen Biße verwundet, und keine andre Arzney kann sie heilen. Der König überläßt sich der größten Betrübniß und wird dich mit Freuden aufnehmen, denn bey euch Menschen ist der immer willkommen, der sich unentbehrlich zu machen weiß." Ahmed hatte durch sein Unglück gelernt, wie heilsam es sey, dem

Rathe dieser klugen Schlange zu folgen, und that nach ihrem Befehl. So bald man am Hofe erfuhr, daß ein Gefangener heilsame Kraûter gegen Schlangengift kenne, wurde Ahmed ohne Verzug zur Kôniginn gefûhrt. Er legte sein Kraut auf die Wunde, und die Kôniginn wurde in wenigen Augenblikken vôllig gesund.

Der Kônig war über die schnelle Heilung seiner liebsten Gemahlinn, deren Tod unvermeidlich schien, fûr Freûden außer sich. Ahmed nahm diesen günstigen Augenblikk in Acht und sprach: Herr, die erhabene Kôniginn, deine Gemahlinn, ist von ihren grausamen Schmerzen befreyt, und meine Hand hat ihr Leben gesichert; ich aber bin in Gefahr, das meinige unter den schrekklichsten Martern, die ich nicht verdient habe, zu verlieren. Du bist zu gerecht, Herr, als daß du einen Unschuldigen solltest tôdten lassen. Ich bin nicht der Mörder deines Sohnes. Rustem, mein Anklâger, hat eine schwarze Verrâtherey an mir begangen, um deine Gunst, die er durch seine Untreûe verloren hatte, durch mein Verderben wieder zu erlangen." Und nun erzählte er ihm alle seine wunderbaren Begebenheiten, von der Fallgrube an, bis auf diesen Augenblikk, wo er vor dem Kônige stand.

Der Kônig war wirklich ein gerechter Mann, und ließ den gottlosen Rustem sogleich hohlen. Er kam ei-

lig: denn er glaubte, der König wolle ihn für seine Entdekkung belohnen; aber er wurde bleich, da er den gefangenen Ahmed bey dem Könige fand. „Hat dich dieser Mann nebst drey Thieren aus einer Fallgrube gezogen?" redete ihn der König an. Rustem fürchtete sich zu leügnen und sagte: ja. „Hast du seine Wohlthat mit etwas vergolten?" fragte der König weiter. Nein, Herr, stotterte der Undankbare. „Hast du ihn in dein Haus als Gast aufgenommen und mit ihm gespeist?" Rustem verstummte bey dieser letzten Frage und der König fuhr fort: „Ey du Ungeheuer! du beschuldigest deinen Erretter, deinen Gastfreünd des größten Verbrechens, um über dein eigen lasterhaftes Leben einen schwarzen Schleier zu ziehn! Du hattest meinen Sohn mit deinem unreinen Athem vergiftet; ich schenkte dir den Lohn deiner Untreüe, weil ich einen Bösewicht wegen der Verletzung eines Gutes nicht strafen wollte, das ich seinen Händen nicht hätte anvertrauen sollen, ohne ihre Reinheit geprüft zu haben. Aber jetzt bin ich Richter in einer fremden Sache; und Vezier, ich befehle dir: laß diesen Unmenschen öffentlich zur Schau herumführen, und seine Schandthat durch einen Herold kund thun; und wenn das Volk ihn genug geschmäht hat, so sterbe er in einem Kerker eines langsamen Todes. Diesem Fremdling aber gib reiche Geschenke; führe ihn selbst auf meinem weisen Elephanten durch

die Stadt, und laß vor ihm ausrufen, daß der König seine entdekkte Unschuld ehre."

So sprach der gerechte König. Der Vezier vollzog seinen Befehl genau. Rustem starb in einem tiefen Gefängniß, und Ahmed kehrte reich und zufrieden in sein Vaterland zurükk, nachdem er sowohl als der König belehrt worden war: keinem Menschen zu trauen, den man nicht kennt und keinen zu seinem Freünde zu machen, dem seine vorigen Thaten ein schlechtes Zeügniß geben.

Dieß, o König, sprach der Vezier, ist meine Geschichte. Folge ihr, und wenn meine Erfahrung dir nicht genug ist: so folge dem Zeügniß dieser dankbaren Thiere.

Aus den Palmblättern.

II.

Das Paradies.

Eine morgenländische Erzählung.

Alexander, als er die Welt erobert hatte und bis in das fernste Indien gedrungen war, hörte vom Paradies und wollte auch das Paradies erobern. Man sagte ihm, daß der Fluß Hithebel in dasselbe führe. Er ließ Augenblikks eine Flotte bereiten, um mit seinen Leüten dorthin abzufahren. Des Endes sandte er einige Schiffe auf Kundschaft voraus. Als diese an den Garten des Paradieses gekommen waren, fanden sie ihn verschlossen und einen alten Hüter, von wunderbarem Ansehen und wunderbarem Barte, davor, dem sie geboten, sogleich das Paradies ihrem Herrn, der nicht weit mehr zurükk sey, aufzuschließen und einzuraümen. Das graue Männlein lächelte und sagte, es dürfe ihn nicht hineinlassen, wenn er die Feder, die er ihm hiemit schikke, nicht auf einer Wage niederzuwägen *) im Stande sey. Darob staunte der

*) D. h. durch irgend ein Gewicht, das in die eine Wagschale gelegt würde, die Feder, die in die an-

Bote, denn es war ihm gar verwundersam, daß ein solches Federlein, massen es nur eine gar leichte Flaumfeder war, ein solches Gewicht haben sollte, und meinte, der Alte äffe ihn nur. Doch ging er hin und richtete seine Botschaft aus. Alexander ließ alsobald eine Wage kommen, und da fand sich bald, daß durch alles Holz, Stein, Silber, Gold und was nur immer in die Schale gelegt wurde, das winzige Flaumfederlein nicht konnte überwogen werden; alles was herbeygebracht ward, schnellete es weit hinauf, als wäre die größte Last selber nur Flaum. Ob solches Zaubers höchlich verwundert sandte Alexander noch ein Mahl hin und ließ fragen: was das bedeûte? da antwortete das Männlein ernst: die Feder bedeûte Alexanders nichtige Gier und Hochmuth, die seyen leicht wie Flaum und doch schwer, daß nichts gegen sie wäge. Aber ein Mittel wolle er ihm sagen, wie die Feder könne niedergedrükkt werden. Eine Hand voll Erde solle er darauf legen, dann werde sie alle ihre große Kraft mit ein Mahl verlieren. Alexander merkte den Sinn und war ganz traurig darob. Bald darauf starb er in Babylon, ohne das Paradies gesehen zu haben.

---

dere Wagschale zu liegen kommen sollte, in die Höhe zu ziehen.

III.

Selbststrafe des Geitzes.

Eine morgenländische Erzählung.

Ein junger, überausfreigebiger König sagte eines Tages zu einem seiner Höflinge: Ich hätte große Lust, jemanden 1000 Drachmen zu schenken. Was sagst du dazu? — Das ist sehr viel, erwiederte dieser; damit könntest du viele Menschen glükklich machen. . . . Nun so machen wir die Hälfte daraus. . . . So vieles Geld kann Einen Mann leicht übermüthig machen. . . . Aber ein Viertel. . . . Auch dieß ist noch zu viel. . . . Endlich brachten sie es auf ein Zehntel herab, was nach der Meinung des Höflings eine ausserordentliche Probe königlicher Freigebigkeit sey. Mir thut es leid, sprach der junge Fürst. Ich wollte die Summe dir schenken, es ist dein eigener Schade. Sogleich bekannte der Höfling mit tausend Bitten, daß er Unrecht gethan hätte, den milden Ausfluß königlicher Huld und Güte so beschränken zu wollen; allein es war zu spät. . . . Du

hast mir und dir Unrecht gethan, sagte der Fürst; dir, indem du muthwillig die Summe verscherzt hast; mir, weil du mir das Vergnügen, dir nach meinem Willen Gutes zu thun, entzogst, und der Ruhm von mir nun eine That weniger hat, die er zum Lobe meiner Freygebigkeit durch alle Länder ausposaunen könnte. Schäme dich deines Geitzes, und rathe mir künftig besser!

IV.

Häßlichkeit des Neides.

Eine morgenländische Erzählung.

In jedem Augenblikke saugt der Neid aus jedem Gegenstande tausendfaches Gift, so daß man zu sagen pflegt: Dem Neider ist Strafe genug der Neid.

Zur Zeit Alexander des Großen ließ sich ein Ungeheüer sehen, so graülich und abscheülich an Gestalt, daß, wer es erblikkte, vor Schrekken todt zur Erde sank. So viel auch der Macedonische König bei Philosophen und mehreren Männern deßhalb sich Raths erhohlte, wußte doch keiner Rath oder Mittel dafür.

Endlich fiel der weise Aristoteles nach tiefem Nachsinnen auf den Gedanken: daß ein Mann, statt des Schildes, mit einem Spiegel bedekket, dem Unthier entgegen gehen sollte. Als dieses nun seine eigene Schrekkensgestalt erblikkte, stürzte es augenblikklich todt zur Erde nieder.

Siehe hierin das Bild des Neides, der alles, was er nur von fern mit seinem Blikke berührt, vergiftet: Der Neid ist ein Feüer, das, wenn es alles um sich her verzehrt hat, an sich selbst so lange frißt, bis nichts mehr von ihm übrig ist.

V.

Die jungen Burggrafen von Nürnberg Johann und Siegmund.

Der Burggraf zu Nürnberg *), Friedrich III, der sich 1246 mit Elisabeth, einer Herzoginn von Me-

*) Die Burggrafen zu Nürnberg waren ursprünglich Beamte, welche von den deütschen Kaisern einge-

ran (welches herzogliche Geschlecht längst ausgestorben ist) vermählte, war bis zum Jahr 1264 ein sehr glükklicher Vater. Denn 2 Söhne und 3 Töchter, die seine Gemahlinn innerhalb 12 Jahren ihm geboren hatte,

---

setzt waren, in ihrem (der Kaiser) Namen in einem großen Districte von dem ehemaligen Franken und Schwaben Recht unter den streitenden Partheyen zu sprechen und darüber zu wachen, daß Ordnung und Ruhe erhalten und das Ansehen und die Gerechtsame des Kaisers gehörig geachtet, und die Reichung der herkömmlichen Abgaben nicht unterlassen würde. Mit diesem Amte war zugleich die fürstliche Würde, und wie einige behaupten, auch der Besitz eines großen Stükkes Landes um Nürnberg herum verbunden. Wer der erste Burggraf von Nürnberg war, und wann er eingesetzt worden, ist ungewiß. So viel aber scheint gewiß zu seyn, daß die burggräfliche Würde ums Jahr 1161 von dem damahligen Kaiser Friedrich I. Conraden, einem Grafen von Zollern, als ein Reichslehen übertragen und in seiner Familie erblich gemacht worden sey. Diese aus dem gräflich Zollerischen Geschlechte herstammenden Burggrafen von Nürnberg haben dann in der Folge theils durch Erbschaften, theils durch Kauf, viele Städte, Märkte, Flekken und Dörfer an sich gebracht, und so ein ansehnliches Fürstenthum gebildet, das im Lauf der Zeiten das Burggrafthum Nürnberg genannt und in das Burggrafthum Nürnberg oberhalb Gebirgs (Fürstenthum Bayreuth) und in das Burggrafthum unterhalb Gebirgs (Fürstenthum Ansbach) eingetheilt wurde.

und die an Vorzügen des Körpers, Geistes und Gemüthes mit einander wetteiferten, bereiteten ihm, so wie seiner Elisabeth, täglich neüe Freüden. Im letztgedachten Jahre (1264) wurde aber das Glükk dieser Familie auf eine schrekkliche Weise gestört, wie aus der nachfolgenden Erzählung hervorgehen wird.

Johann, der ältere Sohn, zählte im Jahr 1264 achtzehn, und Siegmund, sein Bruder, 16 Jahre. Beyde waren Meister in allen Ritterkünsten, hatten sich bereits durch kühne Waffenthaten in den damahls so haüfigen Kämpfen mit den gierigen Rittern der Raubschlösser ausgezeichnet, und Nürnbergs bewaffnete Mannschaft in der Reinigung der Landstraßen von dem Raubgesindel bey vielen Gelegenheiten kräftigst unterstützt, so daß die Umgegend der reichsten Stadt Fran-

---

Einer dieser Burggrafen, Friedrich, erhielt im Jahr 1415 von dem damahligen Kaiser Sigismund die Mark Brandenburg und die churfürstliche Würde. Späterhin, nämlich d. 18. Jan. 1701, stiegen die Churfürsten von Brandenburg zur Königswürde empor, nachdem sie vorher Preußen als eigenthümliches Land an sich gebracht hatten. Demnach stammen die heütigen Könige von Preüßen von dem ehemaligen gräflich Zollerischen Geschlechte ab, und ihre Vorfahren waren Burggrafen zu Nürnberg.

kens auch die sicherste wurde. Ließ der Kampf mit den menschlichen Raübern nach, so erglühte der mit den wilden Thieren. Allen Hirten, Bauern und Zeidlern *) waren Johann und Siegmund als gewaltige Jäger bekannt und ins dankbare Herz geschrieben. Ihren Werth als solche zeigten sie besonders zu Anfang des Herbstes 1264. Ungeheüre Verwüstungen, von zahllosen Wölfen in den Dörfern des Fichtelgebirges angerichtet, hatten seiner Bewohner Geduld endlich ermüdet, daß sie diese ungebetenen Gäste ihr menschliches Hausrecht fühlen ließen. Mehrere hundert Wölfe hatten sich vor den Spießen und Pfeilen der kräftigen Fichtelberger auf das offnere Gebiet des Burggrafthums Nürnberg unterhalb des Gebirgs geflüchtet, und machten vorzüglich den Sebalder und Lorenzer Wald äusserst unsicher. Kein Tag verging, an dem nicht die Kunde irgend eines von den Wölfen verübten Menschenmordes nach Nürnberg drang. Die gräßlichste Geschichte dieser Art ward am dritten Tage vor Michaelis bekannt. An demselben hatte von dem nördlichen Saume des Sebalder Waldes, der, wie der Lorenzer, im Honigseim schwamm **), als noch nicht die Wohl-

*) Honigbauern.

**) Beide wurden in den Reichsschriften der damahligen Zeit des Reiches Bienengarten genannt.

feilheit des fremden Rohrzukkers der deütschen Bienenzucht verderblich wurde, ein Zeidler, einer obrigkeitlichen Aufforderung zufolge, seine dießjährige am Michaelistag fällige Honigsteüer, welche 2 starke Kübel faßten, mit seiner Frau in das dritthalb Stunden ferne Nürnberg getragen. Da ihr Haüschen in einer Einöde stand, so konnten sie keinem Nachbarn die Obhut über dasselbe empfehlen. Weil übrigens die längste Zeit ihrer Entfernung nur 6 Stunden dauern konnte, so hatten sie ihrem ältesten Kinde Wolfgang, einem lebhaften und brauchbaren Knaben von acht Jahren, die Aufsicht über seinen 4jährigen Bruder und sein zweyjähriges Schwesterlein übergeben, und ihm mit Sorgfalt eingeschärft, ja stets mit den beyden Kleinen zu spielen und sich nicht aus dem Hause zu entfernen, wofür sie ihm einen Lebkuchen aus der Stadt mitbringen würden. Die drey Kinder blieben glükklich beysammen im Zimmer bis gegen 5 Uhr Abends, wo die Erscheinung des zehnjährigen Sohnes eines, eine Viertelstunde von ihnen entfernt wohnenden, Zeidlers vor der Hausthüre seinen Gespielen Wolfgang aus der Stube lokkte. Neügierig folgte der 4jährige muntre Rudolph dem ältern Bruder nach, und das einsam zurükk gelassene Schwesterchen durch die offene Thür den im Freyen scherzenden Brüdern. Plötzlich erschienen 2 Wölfe. Der Gast kletterte behend auf die vor dem Hause stehende

hochstämmige Linde und ruft laut seinem Gespielen Wolfgang zu, ein Gleiches zu thun. Allein der gute Knabe, weit mehr bekümmert um seine jüngern Geschwister, als um sich, nimmt schell das Schwesterchen auf den rechten Arm und den Bruder mit der linken Hand, und eilt mit ihnen der nahen Hausthüre zu. Als er schon den Fuß hineinsetzen will, erhascht ihn der eine Wolf bey der Schulter, und sogleich wühlen seine scharfen Zähne in den Eingeweiden des Unglükklichen, während das arglose Mädchen, das er noch sterbend in seinem Arme hielt, des schrekklichen Zustandes ihres guten Bruders und ihrer eigenen Gefahr unbewußt, lächelnd mit dem zottigen Halse des furchtbaren Thieres spielte. Der andere Wolf zerfleischte inzwischen unbarmherzig den 4jährigen Rudolph, der bis zu seinem letzten Athemzug unaufhörlich: „Vater! Mutter! lieber Gott!“ rief. Als die beyden Brüder bis auf die Knochen abgenagt waren, ergriffen die beyden Würger fast gleichgültig das übrige Schwesterlein, die durch das unbegreifliche Verschwinden ihrer beyden Brüder zuletzt in ängstliches Weinen ausbrach, welches sein schneller Tod bald stillte. In diesem Augenblikk erschienen die Aeltern der gemordeten Kleinen, die aus der letzten Stunde des Rükkweges von einer traurigen Ahnung ergriffen, eine halbe gemacht hatten, vor ihrer Hütte, und die Wölfe, von ihrem Jammergeschrey ge-

schrekkt, ergriffen die Flucht. Als wäre es unmöglich, daß die daliegenden noch rauchenden Gebeine die Reste ihrer geliebten Kinder seyen, tobten Vater und Mutter ins Haus, und riefen mit verzweifelter Stimme: „Kinder, kommt! kommt, Kinder! nehmt eüre Lebküchlein in Empfang.“ Außer sich vor Freude, stürzten sie sich zur Thüre, als an derselben eine Knabenstimme erscholl. Aber es war die klägliche Stimme des von dem Baume herabgekommenen Knaben, der den wie versteinert still haltenden Aeltern die gräßlichen Umstände des Todes ihrer Lieblinge berichtete. Nach einer Viertelstunde sprachloser Wehmuth brach das Weib die Todesstille, indem sie mit ruhigem Wahnsinne zu dem Gatten sagte: „Komm, Heinrich! laß uns nach Nürnberg gehen und bey dem Reichsvogt unsre Kinder hohlen, und wenn er sie uns nicht wieder gibt, so nehmen wir ihm seine Kinder, und werfen sie den Wölfen vor.“ „Ach, warum mußt er auch dieß Mahl die Honigsteüer vor dem Ziele einfordern lassen!“ seüfzte der tiefgebeügte Vater, warf, ohne zu wissen, was er thue, die theüren Ueberreste in seinen noch auf dem Rükken hängenden leeren Tragkübel und wankte damit unwillkührlich der hastig nach Nürnberg zurückeilenden Gattinn nach. Kaum in der Stadt angekommen, stürmte diese in das Haus des Reichsvogts. Den ihr den Weg zur Treppe vertretenden wachhaltenden Lanzenträger fragte

sie gebieterisch: „Wo ist der Reichsvogt mit den Kindern?“ Trotzig versetzte dieser: Auf der Burg bey dem Burggrafen. Was wollt ihr so spät von ihm?“ Mit Blitzesschnelle eilte das Weib der Burg zu, drang unaufhaltsam über die erleüchtete Treppe des burggräflichen Hauses in den jedermann zugänglichen Gastsaal des Burggrafen, der eben mit seinen besten Freünden, worunter auch der Reichsvogt war, den achtzehnten Geburtstag seines ältern Sohnes Johann feyerte. Eine feyerliche Stimmung hatte sich eben aller Gemüther bemächtigt, da in diesem Augenblikke der Burgwächter vom Thurm herab mit dem Horn den Eintritt der vorletzten Stunde vor Mitternacht verkündigte, den wichtigen Augenblikk, wo die edle Burggräfinn vor 18 Jahren, zwischen Tod und Leben wankend, ihr erstes Kind glükklich zur Welt brachte.

Indeß der Burggraf und die Burggräfinn, so wie viele andere anwesende Aeltern, einen zärtlichen Blikk auf ihre Kinder warfen, und die vor Freüde thränenden Augen zu Gott erhoben, der ihnen in dem Besitz hoffnungsvoller und liebenswürdiger Kinder seinen schönsten Segen geschenkt hatte, stürzte die unglükkliche Mutter unter die im Saal spielenden Knaben und Mädchen, hob ein Kind um das andere hastig empor, indem sie fortwährend rief: „Emma! Rudolph! Wolfgang!

wo seyd ihr denn? liebe Kinder!" Die an sie gerichteten Fragen: „wer sie sey? was sie suche?" vernahm sie nicht, und die Anwesenden erriethen den traurigen Vorfall erst aus der dürftigen Erzählung des später eintretenden Gatten, und noch mehr aus den blutigen Gebeinen, welche der lebenssatte Vater in das Zimmer mit den Worten warf: „Da, ihr Großen und Mächtigen des Landes, nehmet hier die letzte Steuer von einem bis heute hochbeglükkten Vater." Inzwischen ward die arme Mutter durch den Anblikk der Gebeine ihrer Lieben wieder ins traurige Bewußtseyn gerufen. Verzweifelnd warf sie sich auf dieselben in den Saal hin, sprang nach einem Augenblikke auf, faßte sie hastig in ihre Schürze, eilte schneller, als jemand ihr folgen konnte, aus dem Schloß, und stürzte sich mit dem lauten Ruf: „Ich komme, meine Kinder!" von dem gegenüberliegenden hohen Felsen hinab, welcher erbarmend den namenlosen Schmerz eines zerrissenen Herzens endigte. Nur Gewalt hielt ihren trostlosen Gatten ab, ein Gleiches zu thun. — Diese Geschichte machte einen tiefen Eindrukk auf das burggräfliche Haus und alle anwesenden Gäste. Nur der Erbgraf Johann allein schien ruhiger und ungerührter, als alle andern. „Wie kommt es, „sprach befremdet der Burggraf Friedrich, „daß mein Johann heute für menschliches Elend keine Thränen hat?" „Weil ich," ver-

setzte Johann, „diesen gräßlichen Vorfall als einen Ruf des Himmels an mich betrachte, alles schädliche Wild bis auf die Spur zu vertilgen, und mit freudiger Seele mir eine Zukunft denke, wo der Hirt, statt des Mordgewehres, die Schalmay in der Hand, frohen Gesang begleitet, wo der friedliche Pilger bey Tag und Nacht mit ruhigem Herzen seine Straße zieht, wo der fleißige Landmann nicht mehr seine schöne Saat als eine gefährliche Lokkspeise wilder Thiere mit Zittern schauen muß, wo der Gatte und die Gattinn, der Jüngling und die Jungfrau Arm in Arm an heiteren Feyerabenden furchtlos im Hain und Gefilde lustwandeln und in den mildern Lüften des von Gottes Sternenleüchter erhellten großen Schöpfungssaales die Gluten liebender Herzen kühlen." Begeistert ergriff der sechzehnjährige Siegmund Johanns Hand und rief, männlich einschlagend: „Zum treüsten Bundesgenossen in diesem ehrenvollen Vernichtungskriege bietet sich dir dein Bruder an." Die anwesenden Jünglinge winkten den jungen Burggrafen Beyfall zu, stellten sich traulich munter um sie herum, und in einer Viertelstunde war die gewaltigste Wolfsjagd für den morgenden Tag verabredet. Am frühesten Morgen zogen die burggräflichen Jünglinge an der Spitze von 30 geübten Jägern und mehr als 100 rüstigen Knechten, die über 30 tüchtige Hunde führten, dem nördlichen

Walde zu. Durch die von den Erstern getroffenen zweckmäßigen Anstalten, welche dem Wild jeden Ausgang versperrten, waren nach Sonnenuntergang 18 Wölfe, und überdieß 6 Eber, 5 Hirsche, und 10 Füchse erlegt. Am furchtbarsten wüthete die Jagd um die Hütte des unglükklichen Zeidlers. Er selbst hatte die Burggrafen in dieselbe geführt, und, bey dem Anblikk der Kleider seiner treuen Gattinn und des Spielzeugs seiner lieben Kinder, fast seine Seele mit seinen Thränen ausgegossen. Auch die Wangen der Burggrafen netzten menschliche Zähren, und Johann wiederhohlte sich hier, das Auge durch das Fenster zum Himmel gerichtet, sein Gelübde, alles schädliche Wild vollkommen auszurotten. In diesem Augenblikke sieht er 2 Wölfe heißhungrig die von dem gestern vergoßnen Blute bezeichnete Stelle belekken. Ohne Roß und Spieß — denn diese standen jenseits der Wölfe an der Linde — stürzt er sich mit dem gezükkten Schwerdt pfeilschnell auf die Wüthriche, und löst mit einem furchtbaren Streiche das Haupt des einen vom Rumpfe. Schon hatte der andere den verderblichen Rachen in Johanns rechte Seite eingehauen, als wie durch ein Wunder ein langsam nachgefolgter Hund Johanns dem zerfleischenden Wolf an den Hals flog, daß er, mit seiner eigenen Gefahr beschäftigt, den tödtlichen Biß nicht vollbringen konnte. Durch eine verzweifelte Schwenkung schleuderte das Unthier

den treuen Hund von sich, und warf sich wüthend auf ihn; aber eben so schnell wühlte Johanns Schwert in des Mörders Eingeweiden. Man denke sich das Entsetzen Siegmunds über des Bruders bestandene Gefahr, als ihn das plötzliche Geraüsch aus dem Hause rief! Aengstlich untersuchte er mit einem Köhler Johanns Seite, welche jedoch nur scharf geritzt, und kaum blutrünstig war. Auf Flügeln des Windes war das Gerücht dieser glücklichen Jagd in die Stadt geflogen, und der edle Rath hatte im Stillen Anstalten zum würdigen Empfang der Sieger getroffen. Gegen 8 Uhr des Nachts zogen die Jäger durch das Thier-Gärtner Thor in die Stadt. An der Spitze des Zuges ritt mit Bogen und Köcher, die mit Trauerflor umwunden waren, der Zeidler auf einem schneeweißen Rosse aus dem Stalle der Burggrafen. Hinter ihnen trugen 50 Knechte auf ihren Schultern an Stangen das gefällte Wild. Fünfzig andere gingen auf beiden Seiten mit brennenden Windlichtern. Hinter ihnen ritten die Burggrafen Johann und Siegmund auf zwei Rappen und hinter diesen, je drei und drei, die dreißig edlen Schützen. Neben und hinter ihnen gingen, nach der Verordnung des Rathes, 25 Waffenschmiede in glänzender Rüstung mit Windlichtern. Als der Zug an die Seebalder Kirche gelangte, dankten der Reichsvogt und zwei Rathsherren im Namen der Stadt

für die zum Besten derselben überstandene Gefahr und Mühe den braven Jünglingen, und luden sie zum Abendbrod in den festlich geschmükkten Hauptsaal des damahls bestehenden Rathhauses. Als die Jäger in den Saal traten, flogen die Töchter der edelsten Nürnbergischen Geschlechter aus den Nebenthüren herbei, und setzten — jede dem Jüngling, den eigne Wahl oder mütterliches Urtheil ihr bezeichnete, — unter dem Schall der Trompeten und Pauken liebliche Blumenkränze auf. An den Tafeln saßen die Aeltern der Bekränzenden und der Bekränzten, an ihrer Spitze der Burggraf und die Burggräfinn. Man denke sich das freüdige Staunen der Jünglinge! Mahl und Tanz dauerte bis Mitternacht, und ehe die von der Wonne dieses Abends süß Berauschten nach Hause gingen, ward eine zweite Wolfsjagd auf den morgenden Michaelstag verabredet. Um 5 Uhr früh waren die burggräflichen Jünglinge im Begriffe, sich an die mit ihren Jagdfreünden verabredeten Sammelplätze zu begeben. Da trat die Burggräfinn Elisabeth mit rothgeweinten Augen und verstörten Blikken in das Zimmer der Söhne, und beschwur sie bei ihrer kindlichen Liebe, an diesem Tage zu Hause zu bleiben und die Burg nicht zu verlassen. Dieser Wunsch der heißgeliebten Mutter befremdete die jungen Bruggrafen ungemein. Sie versicherten, daß nur außerordentliche Ursachen sie hindern dürften, ihr

gegebenes Wort, die heütige Jagd zu leiten, zu brechen, und wünschten, zu hören, ob solche Ursachen vorhanden wären. „Tausend solche Ursachen," versetzte die Burggräfinn, „umschließt ein einziger Traum." „Dacht' ichs doch, liebe Mutter!" fiel Johann ein, „daß dir die Kunde der von dem Wolf erlittenen Schärfung meiner Lende böse Träume bringen würde; darum wollte ich sie dir geheim halten." Die Burggräfinn entgegnete: „Nein, mein Sohn! so hell und umständlich traümt keine Seele durch menschliche Veranlassung. Ich sah eure Leichname, von mehr als tausend Wunden zerrissen, den Burgberg herauftragen. Gräßlich starrten mir an eüch die tödtlich getroffenen Stellen entgegen. Ich zittere, wenn ich daran denke." Herzlich ergriffen hier die Söhne zugleich der Mutter Rechte und betheüerten ihr, daß sie aus gehorsamer Rükksicht auf den Traum der guten Mutter jeder Leibesgefahr, so weit es sich nur mit der Ehre vertrage, sorgfältig ausweichen wollten. „Siehst du, Mutter!" fügte freüdig Siegmund hinzu, „nun hat dein Traum seine Absicht erreicht, und du darfst nicht die Schande erleben, daß deine Söhne aus übergroßer Aengstlichkeit vor Traumgebilden wortbrüchig oder ein Spott der Kinder werden." Nach einem Augenblikke sprachloser Wehmuth fiel hastig die Mutter den Söhnen um den Hals, dekkte ihr Gesicht mit Küssen und Thränen, rief

mit lauter Stimme: „Lebt wohl meine Kinder! Gott geleite eüch! ich kann nichts weiter!" und eilte der Thüre zu. Aber noch auf der Schwelle rief sie mit scheinbarer Ruhe zurükk: „Haltet Wort! seyd vorsichtig und vergeßt vor allem die treüen Hunde nicht." Mit flehender Stimme erwiederte Johann: „Erlaß' uns die Hunde; sie sollen verabredeter Maßen zu Hause bleiben. Sie haben gestern haüfig unsre Jagd gestört und uns, außer dem mir erwiesenen Dienst, den mir von nun an größere Vorsicht entbehrlich machen soll, keinen einzigen Vortheil gebracht. Drum hab' ich sie schon gestern in unser Schlößchen der Vorstadt*) bringen lassen." Da sprach die Burggräfinn in gebietender Stellung: „So befehle ich eüch denn als Mutter, daß ihr die beiden treüen Hunde, die eüch schon zwei Mahl das Leben retteten, selbst aus dem Schlößchen holt." Todtenblaß antworteten die beiden Jünglinge zugleich: „Wir gehorchen dir buchstäblich." Eben war Elisabeth hinausgegangen, als eine Hausmagd mit 2 Gläsern frischen Wassers, wozu gewöhnlich die Burggrafen ihr Morgenbrod verzehrten, schluchzend in das Zimmer trat. Halb ernst, halb scherzend fragte Siegmund, das Glas aus ihrer Hand nehmend: „Was

---

*) Die Gegend um die Jakobskirche und das deutsche Haus war damahls noch Vorstadt.

hat denn dir Arges geträumt, Suschen?" Diese versetzte: „Gar nichts. Aber als ich erst den Schöpfeimer aus dem Burgbrunnen wand, scholl eine furchtbare Stimme aus der Tiefe des Brunnens: „Bindet die jungen Burggrafen mit dreifachen Ketten an die eisernen Pfosten des Burgthores." „Mein Gott! warum?" rief ich erschrokken." Damit sie heüte zu Hause bleiben" — ward mir zur Antwort" „Wer bist du, der dieß wünscht?" — fragte ich zitternd. „Der Burggeist" brauste es herauf mit der Stimme des Sturmes vor einem großen Gewitter." Johann, der diese Worte der Burgmagd für eine gelernte Rolle hielt, fragte lächelnd, seine Rechte auf ihre Schulter legend: „Nicht wahr, du sprachst erst mit unsrer Mutter?" Suschen erwiederte: „Ja. Ach, die gute Frau Burggräfinn!" Scherzend fiel Siegmund ein: „Geh' nun in Frieden! Ich will heüt Abend deiner Gebieterinn berichten, daß du deine Sache gut gemacht hast." Suschen wankte, laut weinend, von dannen. Ziemlich ernst gingen nun Johann und Siegmund die Schloßtreppe hinab, bestiegen schweigend die Pferde, geboten zwey Knechten, voran zu gehen, und im Schlößchen den Drusus und Nero (der jungen Burggrafen Leibhunde,) am Strikk zu nehmen, und ritten dann langsam den Burgberg hinab über die Pegnitz dem Schlößchen zu. Hier befahlen sie den Knechten, mit

den Hunden den Weg nach dem Thore einzuschlagen, und ermahnten sie mit ungewöhnlicher Aengstlichkeit zur Vorsicht. Indeß der Schloßwärter einige nöthige Worte mit Johann sprach, nahm Siegmund zu Pferd von dem Fenster ein Reißbley und schrieb über die Hausthüre: „Der guten Mutter gehorsam, waren wir heût am Michaelstag 1264 wider unsern Willen hier. Siegmund“ Darunter schrieb Johann auf Siegmunds Bitte, des Bruders sonderbaren Scherz belächelnd: „Johann.“ Als die Burggrafen vom Schlößchen aus den vorangeeilten Knechten folgten, erscholl in einiger Ferne plötzlich ein gräßliches Geschrey, und in einem Augenblikke hatten sich mehr als tausend Menschen in einen Klumpen zusammen gedrängt. In schnellem Trab eilten die Burggrafen mit den Laufenden und vernahmen am deûtschen Hause, wie vom Bliz gerührt, daß ihre Hunde so eben eines Sensenschmieds Kind zerrissen hätten. Als nämlich die Knechte einige Minuten vor den Burggrafen an diese Stelle gekommen waren, ging das siebenjährige Söhnchen eines Sensenschmieds, von der allzu sorgsamen Mutter zum Schutz vor der frischen Morgenluft in einen Wolfspelz gehüllt, über den Weg. Der verzogene Junge hatte während der Nacht mit ungemeiner Geschikklichkeit ein Geldstükk aus des schlafenden Vaters Tasche gehohlt und für dasselbe Naschwerk in einem Laden gekauft, wo ihn die

unkluge Mutter früher, den ernstlichen Warnungen des Vaters zum Trotz, oft mit Lekkereyen gefüttert hatte. Eben zehrte er aus der Tasche, als die Knechte mit den jagdlustigen Hunden am deûtschen Hause vorbey gingen. Kaum hatten die Hunde die den Knaben verstekkende Wolfshaut bemerkt, als sie mit einem starken Riß sich aus den Händen der Knechten befreyten und den für einen Wolf gehaltenen mit grimmigen Bissen erwürgten. Als Johann und Siegmund sich bis zum Leichnam durchgedrängt hatten, neben dem die unvorsichtigen Knechte mit den nun straff gehaltenen Hunden standen; so sprangen sie von den Rossen, zogen wüthend die Schwerter, und zerfleischten in einem Augenblikke die beiden Hunde, die in ihrer Vernunftlosigkeit ihre Pflicht gethan zu haben geglaubt und daher ihren heranstürmenden Herren freûdig entgegen gewinselt hatten. Dann rissen sie ihnen die Strikke vom Hals, banden damit den leichtsinnigen Knechten die Hände auf den Rükken und baten dringend die mit Hämmern, Seusen und Aexten immer zahlreicher herbeyströmenden Senseyschmiede, die Strafbaren in das Burgverließ zur langwierigen Einsperrung abzuliefern. Dann kniete Johann vor die auf ihrem todten Kinde laut klagende Mutter nieder, faßte ihre Rechte, begoß sie mit heißen Thränen, und rief mit herzerschütternder Stimme: „Gute Mutter, nimm mich dafür zum Sohne an! Was

Kindesliebe Aeltern leisten kann, sollst du, so lang ich lebe, nicht vermissen!“ Da erhob die unglükkliche Mutter ihr Haupt, sank schluchzend dem Burggrafen in die Arme, und sprach die schrekklichen Worte: „Nicht deine Hunde, ich hab ihn erwürgt. Durch unverständliche Zärtlichkeit hab' ich sein gutes Herz verdorben. Und daß nicht Raben seinen Leib dereinst am Hochgericht verzehren, das dankt er deinen Hunden. O üb' an mir Barmherzigkeit, und stoße dein Schwert in dieses Herz, das nicht verdient, dem deinigen so nahe zu seyn.

Indeß die Augen fast aller Umstehenden sichtlich von innerer Rührung zeügten, rief ein sich neügierig herzu drängender Bauer, dessen kaum bestellte Wintersaat gestern das Heer der Hunde zerwühlt hatte: „Sagte ich's nicht? Das sind die Wölfe, welche der Zeidler Kinder würgen.“ Dieses mit Gift der Hölle gewürzte Wort fiel fruchtbar auf den schwarzen Boden einiger unedler Gemüther. „Du Narr, versetzte ein Sensenschmied, wo hast du je gehört, daß eines Bürgerkindes Leben mehr werth sey, als eines Fürsten Jagdfreüde?“ Diese Rede entzündete mit Blitzesschnelle das schon früher entstandene Gemurr zu einem entsetzlichen Aufruhrgeschrey. Tausendmahltausend Verwünschungen der jungen Burggrafen, ihres Vaters und seiner Vor-

fahren erfüllten die Lüfte. Da entstieg einer teuflischen Brust der Ruf: „Blutrache!“ und in einem Augenblikk schwang jede Hand ein Mordgewehr, da die Wuth jedes Geräth, jeden Stein der Gasse zu einer tödlichen Waffe machte. Noch hielt Johann die verzweifelte Mutter knieend in seinen Armen, als der erste Stein von hinten auf sein Haupt flog. Plötzlich sprang der Jüngling auf, wendete sein Antlitz gegen die Seite, woher der Wurf kam, entblößte mit beyden Händen seine Brust, und rief, die Rechte auf diese legend, mit ungeheürer Kraft: „Hieher trefft, ihr feigen Meüchler! doch schonet, ich flehe, meines Bruders!“ In diesem Augenblikke flogen tausend Steine, Holzstükke, Sensen, Hämmer und Beile auf den unglükklichen Burggrafen, und strekkten ihn sammt seinem neben ihm harrenden Rosse zu Boden. Wüthend warf sich Siegmund auf den gräßlich blutenden Bruder, und bot ihm seine Brust zum Schilde. Aber hundert kräftige Faüste schleüderten ihn weit zurükk. Mühsam richtete sich Johann auf die Kniee, hob die zerschmetterten Hände zum Himmel und sprach mit ruhiger Stimme: „Vater! dein im Leben und im Tode!“ Und mit diesen Worten schloß ein hirnzerschmetternder Schlag sein irdisches Auge auf ewig. Eben hatte eine mitleidige Hand den bewußtlos liegenden Burggrafen Siegmund aufs Pferd gehoben und dasselbe zur schleünigen

Flucht in Bewegung gesetzt. Aber ziellos lief das ungelenkte Thier mit dem unwillkührlich aufsitzenden Jünglinge in eine Pfütze hinter dem deütschen Hause. Mit Pfeilschnelle hatten ihn die durch seine Flucht noch kühner gewordenen Wüthriche ereilt. Als Siegmund sich von den nach Blut und Mord brüllenden dicht umstellt sah, schien er plötzlich wie aus einem tiefen Schlafe zu erwachen. Er sprang vom Pferde, und fragte, mit ängstlichem Blikke umherschauend: „Wo ist mein Bruder?" Hohnlachend antworteten tausend Stimmen: „Erwürgt!" „Wer hat ihn erwürgt?" fragte Siegmund mit Entsetzen. „Dieselben Männer, welche dir, Knabe, sogleich dein bübisches Haupt zerschmettern werden" — erwiederte ein Sensenschmied, ihm die linke Faust an das Kinn stoßend. „Bey Gott, den sollt ihr mir theüer bezahlen!" rief Siegmund, riß sein Schwert heraus, hieb mit einem Streich das Haupt des nächsten Henkers zu Boden, und gab mit dem Grimme der gereitzten Löwinn, welche den Tod ihrer Jungen rächt, mehr als zwanzig Umstehenden in der Pfütze ein ihrer Denkart würdiges Grab! Aber der in der muthigen Nähe Unüberwindliche stand der von fern her treffenden Feigheit bloß. Ein mit fürchterlicher Kraft nach ihm geschleüdertes Beil zerschnitt ihm den Hals auf der linken Seite, daß unverzüglich sein edles Leben mit seinem Blute auf die Erde strömte. Wie

wilde Eroberer sich mit der in ihrem Innern draûenden Stimme abzufinden glauben, wenn sie mit Worten und Blikken der Menschlichkeit durch die von ihrer Unmenschlichkeit gebildeten Leichengassen wandeln; so fielen den wûthenden Sensenschmieden die blutigen Mordwerkzeûge aus den Hånden, als sie den Burggrafen Siegmund dem Tode entgegenzukken sahen. Auf einmahl erschollen Worte der Reûe und gegenseitiger Vorwûrfe, und zwar am lautesten aus dem Munde der Schlechten, die durch ihre hôllischen Reden den Brand des Aufruhrs entzûndet, und sich dann wåhrend desselben schadenfroh in den Hintergrund zurûkkgezogen hatten, um den Schein der Strafbarkeit zu vermeiden. Mehrere dieser Schlechten hoben die beyden Leichen auf, legten sie auf Tragbahren und wandelten unter heûchlerischem Wehklagen mit denselben der Burg zu, auf welche noch nicht die geringste Kunde von dem gråßlichen Vorfalle gedrungen war, da alle Bewohner der innern Stadt entweder aus Neûgier, oder redlichem Eifer der Hilfleistung, dem Schauplatze des Graûels zugeeilt waren. Eben låchelte der Burggraf Friedrich wåhrend des Frûhstûkks ûber den erst von der theûern Gattinn vernommenen Traum, und diese trat mit der jungen Gråfinn von Nassau*), Hedwig, die unerklårbare Ge-

*) Bekanntlich waren in jenen Zeiten die Grafen von Nassau viele Jahre hindurch Bûrger und Ein-

fühle der Angst zum ungewöhnlichen frühen Besuch auf die Burg getrieben hatten, an eines der gegen den Markt gekehrten Burgfenster, um dem unglaübigen Gatten ihre Thränen zu verbergen. Plötzlich schrie sie auf: „Himmel! was sehe ich? Ein ungeheürer Menschenhaufe drängt sich über den Markt heran. Dieser Gang, diese Bewegungen sind nicht das Gepräge freüdiger Menschen. Sie kommen näher. O Gott! sie weinen! Siehst du nicht, Hedwig, wie tausend Tücher die Thränen mitleidiger Blikke sammeln? Sie weinen laut den Burgberg herauf. Nun machen die vordern einigen mittlern auf beyden Seiten Raum. Friedrich! Hedwig! übt Barmherzigkeit an mir! wekkt mich aus meinem furchtbaren Traume, oder ich erwache eüch nicht mehr!“ So rief verzweifelnd die edle Burggräfinn, und Friedrich, von dem vermeinten Wahnsinne der Gattinn tief erschüttert, sprang ans Fenster ihr bey, die sprachlos in seine Arme sank. Aber auch er stand wie versteinert, als das Geraüsch der un-

---

wohner der Stadt Nürnberg, und einer von ihnen, derselbe, welcher der Stadt Nürnberg im Jahre 1273 den rechts gegen die Pegnitz stehenden Thurm der Lorenzer Kirche, dieses herrliche Denkmahl des Gemeinsinnes jener Zeiten, auf seine Kosten erbauen ließ, wurde als Nürnberger Bürger im Jahr 1292 Kaiser der Deütschen.

ten mit zwey bedekkten Todtenbahren und Siegmunds Roß still haltenden Menge seinen Blikk auf sich zog. Todtenbleich, die Hände gefaltet zum Himmel erhebend, schauerte Hedwig an dem Fenster. Erst am gestrigen Abend hatte sie dem, sie seit zwey Lenzen liebenden, Burggrafen Johann die Gefühle ihres Herzens dadurch verrathen, daß sie ihm auf seine Frage: „Du liebst mich also nicht?" keinen Scherz, wie gewöhnlich, sondern eine Thräne erwiederte. Jetzt brach der Burggraf Friedrich das fürchterliche Schweigen. „Komm, Elisabeth!" sprach er mit dem Ton der tiefsten Erschütterung. Laßt uns sehen, was wir liebten. Auch im Tode soll es uns noch theuer seyn." Unwillkührlich hingen sich Elisabeth und Hedwig an seine Arme und wankten mit ihm die Treppe hinab. Die Träger schlugen das Leichentuch zurükk. Da rief zuerst der Vater mit vom Schmerz gebrochener Stimme: „Sie sind es!" In Verzweiflung die Mutter: „Sie sind es!" mit einer Ohnmacht kämpfend Hedwig: Er ist es!" und bewußtlos sank die Mutter auf Siegmund, und Hedwig verbarg ihre heißen Zähren auf Johanns blutiger Brust. Wem ein fühlendes Herz im Busen schlug, wer die guten burggräflichen Jünglinge näher gekannt hatte, unzähliche Zuschauer theilten schluchzend den Schmerz der unglükklichen Aeltern. Auf einmal rief eines Kaufmanns Sohn,

in dessen Brust sich Mitleid und Gerechtigkeitsliebe zu feürig regten, den Umstehenden mit ergreifender Stimme von den Bahren her zu: „Das Blut dieser Guten komme siebenfach über die Mörder!" Und plözlich entstand eine schrekkliche Verschwörung gegen die Schuldigen, und mehr als tausend Bluträcher zogen mit gräßlichen Vorsätzen der Vorstadt zu. Als der Burggraf nach einigen Augenblikken die grausame Absicht der Weggehenden erfuhr, eilte er ihnen, sein eigenes Herzeleid vergessend, spornstreichs nach, stellte sich ihrem Zug auf der Pegnizbrükke entgegen, und obgleich er sie flehentlich bat, des Jammers nicht noch mehr ihm zuzuziehen, so konnte er sie doch von der blutigen Ausführnng ihres Entschlusses nur durch das feyerliche Versprechen abhalten, daß er selbst die gerechte Bestrafung der Mörder ohne Verzug übernehmen wolle. „Aber nicht wahr, edler Burggraf! noch heüte?" sprach der Anführer, „sonst halten wir noch in der Nacht Gericht." Friedrich, ob dieser Worte schaudernd, sagte auch dieses zu, und gab auf der Stelle Befehl, das aus den benachbarten Orten des Burggrafthums 500 Reisige in Eilmärschen zu ihm kommen sollten. Absichtlich sprach der menschenfreündliche Burggraf diesen Befehl vor aller Welt und recht laut aus; denn die strafbaren Bewohner der Vorstadt, die sämmtlich aus Sensenschmieden bestanden, nahmen nun, von ihrem bösen Gewissen ge-

jagt, schleünig die Flucht nach Donauwörth, und überhoben so den tiefgebeügten Fürsten der traurigen Nothwendigkeit, das Blut seiner Söhne mit dem Blute von mehr als hundert Hausvätern zu versöhnen. Er drang nicht einmahl auf die Einziehung ihrer Häuser, sondern begnügte sich damit, auf jedes derselben eine jährliche Strafsteüer von sieben Hellern zu legen, welches Blutgeld der Burggraf Friedrich V. im Jahr 1386 der Stadt Nürnberg wieder zu lösen gab. Johanns und Siegmunds Gebeine ruhen in der Jakobskirche unter dem Altar in der Kapelle zur rechten Hand. Ein im Hofe des Wirthshauses zum Mondschein befindliches uraltes dreyfaches Gemählde auf nassen Kalk, welches vor etwa 85 Jahren erneüert ward, versinnlicht die erzählte Begebenheit. Das Gemählde der mittlern Nische zeigt die beyden burggräflichen Jünglinge, wie sie mit Gefolge auf die Jagd reiten, das zur rechten Hand einen Hund, welcher des Sensenschmieds Kind zerreißt, und das zur Linken die Ermordung des einen Prinzen. Schwerer als die Steinmassen, welche das Grab jener Edlen dekkten, lag das Gedächtniß ihres unglükklichen Todes auf den Herzen des burggräflichen Paares. Eine schwarze Wolke des Unmuths, die der Tod seiner theüren Gemahlinn im Jahr 1272 jedem Strahl der Freüde undurchdringlich machte, umdüsterte Friedrichs Haupt, bis im Jahr

1273 die Wahl seines hochgefeyerten Oheims, Rudolphs von Habsburg, zum Kaiser der Deütschen, den liebenden Neffen in den Strudel der großen Weltbegebenheiten riß, und die heiligsten Angelegenheiten des Vaterlandes die Oede seines Herzens füllten *).

V.

Ein Gehängter wird ein reicher und glükklicher Kaufmann.

Herr Junker, welcher Professor der Anatomie **) zu Halle war, bekam einmahl die Körper zweier gehange-

*) Friedrich III. hat sich im Jahr 1275 zum zweyten Mahle, und zwar mit Helena, der Tochter des Churfürsten von Sachsen Albrecht I, vermählt, aus welcher Ehe die Burggrafen von Nürnberg Johannes I. und Friedrich IV. stammten.

**) Der menschliche Körper ist eine höchst wunderbare Maschine, zusammengesezt aus vielen einzelnen Theilen, z. B. aus den Knochen, den Muskeln, den Nerven u. s. w. Wer nun den menschlichen Körper in diese einzelnen Theile zerlegen, die beson-

nen Missethäter. Da der Schlüssel zum Zergliederungszimmer in dem Augenblikke, als sie gebracht wurden, nicht bei der Hand war, so ließ er sie einstweilen in eine Nebenstube legen, die dicht an sein Zimmer stieß. Es wurde Nacht; Junker fing, ehe er sich niederlegte, nach seiner Gewohnheit an, in seinem Zimmer zu arbeiten. Es war ohngefähr Mitternacht; alles schlief. Als er ein starkes Geräusch in dem Nebenzimmer hört, so vermuthet er, daß eine Katze aus Unvorsichtigkeit mit den Leichnamen zugleich eingeschlossen worden sey, stehet auf, nimmt ein Licht, und will sehen, was vorgeht. Wie groß ist sein Erstaunen oder viel mehr sein Erschrekken, als er bemerkt, daß das Tuch, in welches die beiden Leichname eingeschlagen waren, in der Mitte zerrissen ist. Er gehet näher hinzu, und siehe! er findet, daß einer davon nicht mehr da ist.

Die Fenster und Thüren waren wohl verwahrt; es war also unmöglich, daß man ihm seinen Gehäng-

---

dere Beschaffenheit eines jeden derselben, seine Bestimmung und Verrichtung, sein Verhältniß zu andern Theilen angeben kann, der versteht die Anatomie (Zergliederungskunst), ist also ein Anatom. Auf Universitäten müssen die jungen Aerzte diese Kunst lernen, und da werden ihnen denn die Leichname der Selbstmörder, der hingerichteten Verbrecher u. a. dazu gegeben.

ten gestohlen haben konnte. Zitternd sieht er überall im ganzen Zimmer herum und wird den Leichnam in einem Winkel gewahr. Er bleibt einen Augenblikk unbeweglich stehen; der Leichnam scheint ihn anzusehen, er dreht sich links und rechts, der Leichnam folgt ihm mit den Augen Es brauchte wohl weniger, um außer sich zu kommen. Junker geht nun, mit dem Lichte in der Hand und ohne die Augen von dem Gegenstande seines Schrekkens wegzuwenden, bis an die Thür des Nebenzimmers langsam rükkwärts. Nun richtet sich der Leichnam in die Höhe und kömmt auf ihn zu. Diese scheusliche, nakkte Gestalt, die sich immer fortbewegt, die Stunde, die Stille der Nacht, alles vereinigte sich, seine Sinne aufs höchste zu verwirren. Er läßt das Licht, das einzige, das er hat, fallen; es löscht aus. Nun flüchtet er in sein Schlafzimmer und lehnt sich fest an sein Bette Auch bis dahin verfolgt ihn der Leichnam, und bald fühlt er seine Kniee von ihm umfaßt und hört ihn schluchzen. Auf Junkers mehrmahls aus allen Kräften wiederholtes „Laß mich, laß mich!“ ließ ihn der Leichnam endlich loß, schrie aber in einem fort: „Gnade, Gnade. lieber Herr Henker!“ Nun sahe Junker bald, was eigentlich vorging, er faßte wieder Muth, fragte den Wiederbelebten, wer er sey und machte eine Bewegung, um jemand zu rufen. Wollen Sie mich denn ins Verderben

stürzen? schrie der Gehängte. Meine Geschichte wird kund werden, man wird mich wieder gefangen nehmen und das Urtheil noch ein Mahl an mir vollstrekken. Um der Menschheit willen, retten Sie mir das Leben! Junker zündete das Licht wieder an, gab dem Gehängten einen alten Schlafrokk, ließ ihn etwas Herzstärkendes nehmen und erkundigte sich nun, was ihn an den Galgen gebracht habe. Mich so um Mitternacht ganz allein bei einer Leiche in einem Schlafrokke sitzen zu sehen, müßte für einen Beobachter, so sagte Junker oft, eine in ihrer Art einzige Gruppe gewesen seyn. Der arme Teufel erzählte ihm, er hätte sich anwerben lassen, da er aber keinen Beruf zu dem Soldaten-Stande in sich gefühlt, den Entschluß gefaßt, sich durch die Entweichung davon los zu machen, er hätte sich also unglükklicher Weise einem heimlichen Werber anvertraut, der ihm eine Anweisung an eine Frau gegeben, bei der man ihn verborgen halten würde, die aber seinen Aufenthalt den Polizeidienern verrathen u. s. w.

Junker war in Verlegenheit, wie er diesen Menschen retten sollte. Er durfte ihn nicht bei sich behalten, wenn das Abenteuer nicht bekannt werden sollte; ihn aber aus dem Hauße stoßen, hieß ihn unglükklich machen. Er entschloß sich also, ihn aus der Stadt

hinaus zu führen, damit er eines andern Herrn Land erreichen könnte, aber er mußte schlechterdings durch eines der Stadtthore, die alle sehr stark mit Wachen besetzt waren. Er kleidete ihn zu dem Ende in eines seiner alten Kleider, bedeckte ihn mit einem Mantel und eilte nun mit dem frühsten, und mit seinem Geretteten, den er hinter sich hergehen ließ, ins Freie zu kommen.

Als er an das Thor gekommen war, so sagte er eilfertig, man habe ihn so eben zu einem Kranken in der Vorstadt rufen lassen, welcher sterben wolle. Er wurde durchgelassen. Als sie nun im Freien waren, warf sich der Entwichene zu den Füßen seines Erretters, versicherte ihn seiner ewigen Erkenntlichkeit, und entfernte sich unter den heißesten Segnungen, nachdem er noch einiges Geld von ihm erhalten hatte. Als Junker 12 Jahre darnach in Amsterdam war, so kam ein sehr gut gekleideter Mann von gutem Ansehen an der Börse auf ihn zu, der, wie man ihm sagte, einer der größten Kaufleute dieses Handelsplatzes seyn sollte. Der Kaufmann fragte ihn in einem sehr höflichen Tone, ob er nicht Herr Junker von Halle wäre. Als dieser es bejahet hatte, bat er ihn dringend, zu ihm zum Mittagessen zu kommen. Der Professor nahm die Einladung an, ging hin, und fand ein schönes Haus,

eine artige Frau und zwei kleine von Gesundheit strotzende Kinder, aber er konnte von seiner Verwunderung gar nicht zurükkommen, daß man ihn in einer Familie, von der er sich keineswegs gekannt glaubte, so herzlich aufnahm. Nach dem Essen führte ihn der Kaufmann in seine Schreibstube und sagte: Sie kennen mich also gar nicht? — Ganz und gar nicht. — Ich kenne Sie wohl, niemahls werde ich Ihre Gesichtszüge vergessen. Ich bin es, dessen Sie sich annahmen, als ich in Ihrem Zimmer ins Leben zurükk kehrte. Als ich Sie verließ, machte ich mich auf den Weg nach Holland. Ich schrieb eine artige Hand, ich rechnete ziemlich gut, mein Aussehen war einnehmend, ich wurde Kaufmannsdiener. Meine gute Aufführung und mein Eifer für das Beste meines Herrn erwarben mir sein Zutrauen und die Liebe seiner Tochter. Er überließ mir die Fortsetzung seiner Geschäfte und ich wurde sein Eidam. Dieß alles aber würde ich nicht genießen, wenn Sie nicht gethan hätten, was Sie wirklich gethan haben. Sehen Sie also mein Haus, mein Vermögen, und meine Person als Ihr Eigenthum an.

Wenn man nur einigermaßen gefühlvoll ist, so wird man sich Junkers Empfindungen denken können. Es that ihm wohl, ohne sein Wissen der Schö-

pfer eines so schönen Glükkes geworden zu seyn, und er sagte in dieser Hinsicht, daß durch die Gesetze, selbst angenommen, daß man niemahls eine Ungerechtigkeit beginge, doch viel wakkere Leüte ums Leben gebracht würden.

VII.

De agtkantige Boer *)

Eine wahre Geschichte aus den Niederlanden.

In der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, machte in der Provinz Holland ein einziger Mensch durch seine furchtbare Stärke, durch die Kühnheit seiner Unternehmungen, und durch die Schlauigkeit, womit er sie ausführte, alle Landstraßen unsicher, und verbreitete bis in die Städte Furcht und Grauen. Die wiederholten Erzählungen von seinen unerhörten Thaten, die jeden Glauben übersteigenden Beschreibun-

*) Der achtkantige (so viel als an manchen Orten der vierschrötige) Bauer.

gen von seiner riesenmäßigen Gestalt, — das alles verschaffte ihm, da man weiter nichts von seiner Herkunft und Namen wußte, als daß es ein Bauer von der deütschen Grenze sey, den Ehrentitel des agtkantigen Boeren. Er schärfte, wie natürlich, die Wachsamkeit der Gerichte, denen er, aller angewandten Mühe und ihrer ausgesetzten Belohnungen für seine Ergreifung ungeachtet, dennoch stets entging, und manche wohlgegründete Hoffnung, seiner endlich habhaft zu werden, schadenfroh verdarb. Seine ungemeine Kraft, auf deren Rechnung die geschrekkte Einbildungskraft des gemeinen Mannes auch manches grauenvolle Mährchen zu erzählen anfing, hatte, so zu sagen, einen Zauberkreis um ihn selbst gezogen, dem auch der bewaffnete Arm des Gesetzes nur mit Schaudern sich zu nähern wagte. So raubte, so mordete dieser gefürchtete Bösewicht ungeahndet fort. Selbst alle Aufforderungen zu freywilliger, für ihn vortheilhafter Uebergabe, alle Anerbietungen von Vergebung und sogar von Belohnung: jeder Kunstgriff und jede List, zu denen sich die ehrwürdige Gerechtigkeit nicht selten herablassen muß, gingen an diesem, in sein blutiges Handwerk verliebten Sünder verloren. Er raubte, er mordete ungeahndet fort. Auf einer seiner nächtlichen Streifereyen in dem großen wohlbewachten Amsterdam selbst, als ihn Dunkelheit und Furcht vor seinen Ver-

folgern zu weit nach der Wasserseite der Stadt getrieben, wohin ihn, wegen der wenigen bemittelten Bewohner dieses Quartiers, Raub und Gewinnsucht wahrscheinlich nur selten noch geführt hatten, brach er, um doch etwas zu versuchen, in einen Thorweg, hinter welchem seine geprüfte Erfahrung ein reiches Waarenlager, oder sonst das Wohnhaus eines begüterten Privatmanns zu finden hoffte Dieß Mahl betrog er sich. Der Thorweg ging auf, und zeigte ihm nichts, als einen öden, grasbewachsenen Hofraum, den an zwey Seiten hohe Mauern umfaßten, und weiterhin die Hinterwand eines kleinen, wenigversprechenden Häuschens einschloß. Unmuth über fehlgeschlagene Erwartung, und die Neugier zu wissen, wohin ihn der Zufall eigentlich geführt habe, trieben ihn dennoch den Hof entlang, bis an das Häuschen im Hintergrunde Die Wand desselben hatte nur ein einziges, schlecht verwahrtes Fenster, er stieß es auf und schwang sich hinein. Sein unternehmender Geist, der noch von keiner Gefahr zurückgetreten war. ließ sich auch hier, durch das tiefste Dunkel der Nacht, das ihn umgab, und die kahlen, kalten Wände, an denen er forschend herumgriff, und zum mindesten kein, mit Meublen gefülltes Haus verriethen, nicht abschrekken, seine Hände faßten endlich den Drükker einer Thür und er öffnete sie. Noch dieselbe grause, stille Finsterniß, in die er auch hier hinaustrat, und

die kahlen kalten Wände, an denen er auch hier forttappte Es schien ein schmaler Gang zu seyn. Lauschend neigte er das Ohr links und rechts an, — keine Bewegung, kein Odemzug, — nirgends eine Ahnung von Leben. Dennoch ging er weiter, als sein Fuß plötzlich ausglitt, und er selbst troß seines Bestrebens sich im Niedergleiten zu erhalten rükklings ein paar steinerne, erdeinwärts führende Stufen hinunter, gegen eine Thür fiel, die durch den Andrang seiner Füße aufsprang, und ihm mit einem Mahle zeigte, wo er war. Er war in dem engen armseligen Kellerstübchen einer alten Frau, deren ganzer Reichthum in dem bischen Stroh, auf welchem sie schlief, einem kleinen, vor Gebrechlichkeit knitternden Tischchen, und einer brennenden Lampe neben ihrem Lager bestand. Das Geraüsch der aufspringenden Thür hatte sie erwekkt. Man denke sich das Gefühl dieser armen Frau, bey dem Anblikke der furchtbaren Gestalt, die sie schon durch das Gerücht kannte, und im Geiste nie anders, als mit mordgierigen Augen und bluttriefenden Händen gesehen hatte. Jetzt stand das übermenschliche Wesen wirklich nur wenige Schritte von ihr Aber sein eignes Erstaunen war nicht minder groß. Diese erschütternde Scene von Elend und Dürftigkeit mußte ihm, der nur die Wohnungen der Begüterten heimzusuchen pflegte, und selbst nie den nagenden Zahn des Mangels gefühlt hatte,

etwas ganz Neües und Ueberraschendes seyn, er stand und stand. — „Was ist das? Wer bist du?" rief er endlich, einen Schritt näher tretend, laus. Zitternd richtete sich die arme Alte, der das blanke Mordmesser schon vor den zerrütteten Sinnen schwebte, auf ihrem wenigen Stroh in die Höhe, und stotterte, mit beklemmender Angst die Worte hervor: „Ach, ich habe ja nichts auf der Welt. Laß mich doch leben. Du kommst gewiß unrecht. Der Raüber. Ich frage, wer du bist? Die Alte. Eine arme kinderlose 70 jährige Frau, die Niemanden mehr, und der nichts mehr auf Erden angehört. Der Raüber. Wovon lebst du? Die Alte. Ich arbeite Tags über, mit den wenigen Kräften, die mir Alter und Mangel gelassen haben, um mir so viel trocknes Brot zu gewinnen, daß ich mein Leben ehrlich fristen kann. Der Raüber. Und Nachts. Die Alte. Schlaf ich auf diesem Stroh, aber es reicht nicht hin, und die Erde darunter ist feucht, und die Wände umher sind durchlöchert. Der Raüber. Wie lange schläfst du schon auf diesem Lager. Die Alte. Dreyzehn Jahre. Der Raüber. Dreyzehn Jahre? Allmächtiger Gott! — — Steh' auf!

Sie wollte sich aufrichten aber der Schrekken hatte ihr die Kräfte gelähmt; sie versucht es vergebens. Hilfreich bükkte der Raüber sich zu ihr nieder, und zärtli-

cher kann kein Sohn einer sterbenden Mutter aufhelfen, um sein schönstes Erbtheil, ihren Segen zu empfangen, als er diesem verlassenen Geschöpfe seinen stützenden Arm darbot. Sie wankte. Weder Stuhl noch Bank war in diesem Aufenthalte der bittersten Armuth. Er stämmte ihr daher die flachen Hände vorwärts auf den Tisch, um sie so angelehnt im Stehen zu erhalten, sprach ihr mit der überredendsten Stimme Trost und Zutrauen ein, und sah dann noch ein Mahl auf das feuchte Lager, und dies ausgehungerte Menschengrippe. „Hier, Alte, sagt' er rasch, und zog bey den Worten die Uhr heraus, die er vor ihr auf den Tisch legte;" es ist jetzt halb drey Uhr. Gib Acht! Schlag 3 bin ich wieder bey dir. Bis dahin sey gutes Muths! „Die Augen starr auf die Uhr gerichtet, ohne zu wissen, warum? die Hände mechanisch auf den Tisch gedrückt, ohne zu wissen warum? stand die Alte eine lange Weile in sprachlosem Erstaunen da, sie wußte selbst nicht, was mit ihr vorgegangen war. Eben als ihre Gedanken sich wieder zu sammeln anfingen, und ihr Geist die abgerissenen Fäden derselben aufs neue aneinanderknüpfen wollte, hörte sie näher und näher im Gange schleichen, leiß an den Wänden tappen. Sie sah auf die Uhr, noch fehlten ganze sieben Minuten an der Stunde. Es rauschte die Stufen hinab, — der Alten klapperten die Zähne, wie im Fieberfroste, — die Thüre

sprang auf, und herein trat — bis zur Erde niedergebückt, athemlos, keuchend unter einer Last von Dekken, Küssen und Matrazen, — eben der Bösewicht, der, wenige Jahre darauf, gefoltert, gerädert und zerstükkelt wurde, den die Mitwelt wie eine Pest floh', die Nachwelt, wie ein Ungeheuer verabscheuet, und — kurz, eben der, der ich wohl gewesen seyn möchte in diesem Augenblikke. Mit der befriedigten Miene eines Siegers, den die Gerechtigkeit seiner Sache vor jeder Selbstanklage sichert, warf er seinen Raub auf das Strohlager und breitete ihn sorgfältig auseinander: „Da, nun schlaf dich einmahl satt, Alte! Im Hause des Mannes, dem ich diesen Ueberfluß nahm, stehn noch 5 hochaufgefüllte Betten zur Schau und nützen Niemanden; während du armes Weib nicht so viel Stroh hattest, um warm darauf liegen zu können!" — zugleich griff er in die Tasche, hohlte 5 Ruyter *) hervor, und warf sie wie im Vorbeygehen, auf den Tisch. Aber so viel Hoheit überwältigte das schwache Weib; sie wollte etwas sagen und sank, in dieser Anstrengung, halb leblos an ihrem Tischchen nieder. Der Räuber drehte sich bey dem Geräusch, noch ein Mahl um, fing

---

*) Ruyter, (sprich: Reyter) ist eine Holländische Goldmünze von 14 fl. an Werth.

die Sinkende mit seinen Händen auf, und legte ihre zitternden Glieder behutsam in die erwärmenden Betten.

Ich habe seine Diebes- und Mordinstrumente in Händen gehabt. Sie werden im Stadthause zu Amsterdam aufbewahrt. Mein Führer wußte mir, bey jedem derselben, während ich sie nachdenkend in den Händen hielt, eine schauervolle Geschichte zu erzählen. Schon zukkte mir eine Verwünschung auf den Lippen. Da dacht ich an die Alte und ihr Strohlager. Ich gab sie ohne Verwünschung zurükk.

Unter diesen gräßlichen Werkzeügen ist Eins, das die Figur eines Krükkstokks, aber oben in der Krümmung, worauf die Hand ruht, einen scharfen, stählernen Haken hat, der, durch eine schleüdernde Bewegung, hervorfliegt. Diesen Haken schlug er denen, die auf offener Landstraße, oder Abends in den Gassen, arglos vor ihm herwandelten, hinten in den Nakken, und zog sie so, mit unglaübiger Schnelle, rükklings zu sich nieder. Abscheülich! Ja wohl! —

Aber die Alte und ihr Strohlager!!

H. P. F. Huge.

VIII.

Der Vikar aus Rochester.

Eine wahre Anekdote.

In einem Kirchspiele der englischen Grafschaft Rochester starb unlängst ein reicher Geistlicher, der eine überaus einträgliche Pfarre gehabt hatte. Es meldeten sich sogleich, wie man leicht denken kann, eine Menge Kandidaten bei dem Minister, um diese Stelle zu erhalten. Einige gaben Bittschriften ein, andere ließen Empfehlungsschreiben für sich durch die dritte Hand aufsetzen; noch andere suchten den Kammerdiener des Ministers, der in einigem Ansehen bei ihm stand, zu bestechen — kurz, man sparte kein Mittel diese reiche Pfründe zu erhaschen.

Ein armer Vikarius, der die Dienste des Verstorbenen, eines großen Geizhalses, fast umsonst und gleichsam um Gottes Willen, versehen hatte, wagte es nicht, sich um die Pfarre zu melden, ob er gleich unter allen übrigen, die darauf Anspruch machten, der Würdigste war.

Er schmachtete mit einer zahlreichen und zärtlich geliebten Familie im Elende, und seine Dürftigkeit war so groß, daß er nicht einmahl eine anständige Kleidung besaß, in welcher er sich dem Minister persönlich hätte empfehlen können. Der ansehnliche Hausrath des verstorbenen Predigers wurde in einer öffentlichen Auction verkauft, und der gute Vikarius — dem alle übrigen Hausgeräthe viel zu theüer und zu kostbar waren, erstand für einige Schillinge einen alten, großen, hölzernen Kasten, den sonst niemand haben wollte, und den er für das Wenige, was er kostete, gut zu gebrauchen dachte.

Der Kasten schien ihm, seiner Größe nach, inwendig sehr geraûmig, und zur Aufbewahrung von allerlei Kleinigkeiten seines dürftigen Hausrathes sehr geschikkt.

Er fand ihn aber enger, als er geglaubt hatte, und vermuthete daher einen doppelten Boden. Nach vielem Besehen, Umkehren und Messen, entdekkte er endlich einen verborgenen Schieber — er öffnete ihn — und siehe da! es fand sich ganz im tiefsten Hintergrund ein Kästchen, mit einer Summe von 500 der schönsten Guineen! Welch ein Fund! und welch ein Anblikk für einen Mann, der das Geld so nothwendig brauchte! Dazu kam noch der Gedanke an die völlige Sicherheit, mit welcher er sich diesen gefundenen Schatz

zueignen konnte, ohne daß irgend Jemand nur den geringsten Argwohn schöpfen und ihm diese Summe wieder abfordern könnte.

In dem Augenblikke dieser erfreulichen Entdekkung kamen die beiden jüngsten Kinder des Vikars, und baten in einem sehr dringenden Tone, um — ein Morgenbrot. Der Vater umarmte die Kleinen, seufzte, hob seine halb thränenden Augen gen Himmel, faßte sodann mit rascher Entschlossenheit die Goldrollen, eilte in das Pfarrhaus, übergab die ganze Summe den Erben des verstorbenen Geistlichen, und erzählte ihnen, auf welche Art er dazu gekommen wäre.

Und was thaten die Erben? Sie begnügten sich mit einem kalten Lobe seiner That, dankten dafür, strichen das Geld ein und ließen den Vikar seines Weges gehen.

Einer von seinen Nachbarn erfuhr diese Begebenheit, und eilte, so schnell er konnte, zu dem ehrlichen Finder.

„Mein Freund, sprach er, sind Sie nicht ein Thor? das günstige Glükk bot Ihnen ein Mittel dar, Sich und die Ihrigen auf einmahl aus aller Noth zu retten, und Sie machten keinen bessern Gebrauch davon? Wird sich je wieder eine solche Gelegenheit zeigen? Sind Sie nicht Gatte und Vater?“

„Wohl bin ich das, antwortete der Vikar — aber ich bin auch Mensch und kenne meine Pflichten, ja, ich lehre sie öffentlich vor dem Volke — soll ich nicht mit meinem eigenen Beispiele vorangehen? Glauben Sie mir, ich fühle die bedrängte Lage der Meinigen mehr als zu tief, aber noch tiefer fühle ich in meinem Innersten, daß ich so handeln mußte. Was wäre Religion, was Moral, was Tugend, wenn sie gerade bei solchen Lokkungen nichts über uns vermöchten? wenn sie nicht jede andere Empfindung, jede andere Neigung zu unterdrükken fähig wären?

„Mangel leiden, mit ewigen Nahrungssorgen kämpfen, und fast Hungers sterben, ist doch auch sehr hart — erwiederte der Nachbar. Ich bewundere Ihre Ehrlichkeit, aber wahrhaftig, ich weiß nicht, ob ich das an Ihrer Stelle gethan hätte."

„Berechtigt mich dies, war die Antwort des Vikars, anders zu handeln, als ich that?" Nun sezte er seinem Freünde mit eben so vieler Sanftmuth als Herzlichkeit die Pflichten, die uns die Moral in solchen Fällen unnachläßig auferlegt, auseinander, und der Nachbar ging, mit erhöhten Gefühlen der Bewunderung seines Freündes, nach Hause.

Tugend wird hier nicht immer außerlich belohnt, und was wäre sie — wenn sie dies immer würde?

Wir übten dann Tugenden aus Eigennutz, ohne tugendhaft zu seyn. Aber ganz unbelohnt bleibt dennoch die Tugend auch in diesem Leben nie; das hohe Selbstbewußtseyn, recht gehandelt zu haben, ist einem edlen Gemüth der schönste Lohn. Nur ein ganz versunkener Mensch hat dafür keinen Sinn und begreift es nicht. Doch die seltne Rechtschaffenheit unsers Vikars fand diesmahl nicht bloß einen kalten Bewunderer, sondern auch einen warmen Verehrer. Eines Tages erschien ein Bedienter des Ministers mit dem Befehle, daß der Vikar morgen um die Mittagszeit sich bei ihm einstellen sollte.

Der arme Mann erschrak über diese Botschaft und wußte nicht was ein Lord von England mit ihm zu reden haben sollte. Er machte sich jedoch am folgenden Tage um die bestimmte Zeit auf, meldete sich im Vorzimmer und wurde sogleich vorgelassen.

Wie staunte der Vikar, als er beim Eintritte in den großen Prachtsaal eine zahlreiche, glänzende Versammlung der vornehmsten Herren des Königreichs fand.

„Sind Sie der Mann, redete ihn der Minister sogleich an, der die 500 Goldstükke fand und so ehrlich zurükk gab?"

Der fast beschämte Vikar bekannte nun demüthig sich zu dieser That, und in den Blikken aller Anwesenden war Achtung und stille Bewunderung zu lesen.

„Man führe diesen Mann seiner Bestimmung entgegen" — sprach jetzt der Minister. Stillschweigend folgte der Vikar einigen Bedienten, die ihm in eine Kutsche halfen, und gerade nach seinem Kirchspiele mit ihm zufuhren. Tausenderlei verschiedene Gedanken durchkreützten die Seele des Ueberraschten, während er im Wagen saß. Man langte endlich im Kirchspiele an, und stieg gerade — vor der Pfarrwohnung ab.

„Meine Herren! sagte der Vikar, dies ist nicht meine Wohnung" —

„Von jetzt an ist sie es, antwortete ihm ein Kammerdiener, Mylord setzt sie hier zum Pfarrer ein, und hat mir aufgetragen, Ihnen in seinem Namen zu sagen: Er verlange weiter nichts von Ihnen, als daß Sie die edeln Gesinnungen Ihres Hrzens immer beibehalten sollten. — Seine Herrlichkeit würden sich stets eine Ehre daraus machen, Sie seinen Freünd zu nennen. Dies sind Mylords eigene Worte."

Das freüdige Staunen, das süße Schrecken des guten Vikars zu schildern, würde eben so unnütz als langweilig seyn. Sobald er sich daher wieder selbst überlassen war, flossen seine Empfindungen in lauten mit heißen Thränen vermischten, Dank gegen Gott und dann gegen seinen irdischen Wohlthäter über. O wie froh bin ich nun, sprach er, daß ich mein Glükk nicht

mit Aufopferung meiner Rechtschaffenheit zu machen suchte. O vergesset es nie, fuhr er zu seinen, ihn umarmenden, Kindern fort, vergesset es nie.

„Folgen wir bloß unsern sinnlichen Neigungen, so machen wir uns wohl oft einzelne vergnügte Tage und Stunden; aber folgen wir der Stimme unsers Gewissens, so belohnt uns jeden Tag ein mit uns selbst zufriedenes Herz.

Lenke.

IX.

Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

Der Calif und sein Minister.

Arabische Erzählung.

Vor dem Califen Mootusim Billah, Beherrscher der Glaübigen, erschien einst ein Araber. Der Calif, der ihn nach Prüfung seiner Kenntnisse als einsichtsvoll und geschikkt erkannte, nahm ihn unter sein Gefolge auf

und zog seine Gesellschaft der seiner sämmtlichen Rathgeber vor. Des Califen Minister, eifersüchtig auf des Arabers Beförderung, doch fürchtend den Zorn des Califen, wenn er offen gegen den Ankömmling etwas unternähme, fuhr fort, ihm äußerlich Freündschaft zu beweisen, und nahm sich vor, ihn durch Hinterlist zu stürzen. Einst lud er ihn zum Mittagsessen und mischte unter die Speise seines Gastes eine Menge Knoblauch. „Wenn du zum Califen gehst," so warnte er nach dem Essen den Araber, „dann nimm dich in Acht, dich ihm nicht zu sehr zu nahen, denn der Geruch des Knoblauchs ist ihm zuwider." Dann ging der hinterlistige Minister zum Califen. „Der Araber, sprach er," den du zu deinem Günstling gemacht hast, und dessen Gesellschaft du der unsren vorziehst, verbreitet das Gerücht, du habest einen übel riechenden Athem." Bald nachher erschien der Araber beym Califen, setzte sich aber in einiger Entfernung von seinem Gebieter. Dieser hieß ihn näher kommen. Er that es, bedekkte aber seinen Mund mit seinem Aermel. Dieß dünkte dem Califen eine Bestätigung der Mittheilung des Ministers und der verlaümderischen Verbreitung des Arabers. Alsobald erließ er an einen seiner Statthalter ein Schreiben, des Inhalts: „den Ueberbringer dieses sollst du gleich nach Empfange dieser Zeilen vom Leben zum Tode bringen lassen." Dann übergab er es versiegelt dem

Araber mit den Worten: „Ueberbringe dieß Schreiben demjenigen, an den es gerichtet ist, und kehre schnell mit der Antwort zurükk.“ Der Araber nahm es, und stieß beym Hinausgehen auf den Minister. „Wohin gehst du?“ fragte ihn dieser. „Der Calif,“ erwiederte jener, „hat mir aufgetragen, dieß Schreiben seinem Statthalter zu überbringen.“ Der Minister, vermuthend, der Ueberbringer werde irgend ein bedeûtendes Geschenk vom Statthalter empfangen, suchte sich in den Besitz des Briefes zusetzen. „Was meinst du,“ sprach er, „wenn ich dich von dieser langweiligen, beschwerlichen Reise befreyte, und dir überdieß zweitausend Dinaren schenkte?“ — „Du hast,“ erwiederte der Araber, „den Pfeil deiner Weisheit mit dem Bogen der nie irrenden Urtheilskraft abgeschossen. Hier nimm das Schreiben.“ Der Minister nahm es und zahlte dem Araber zweytausend Dinaren. Ungesaûmt eilte jener zum Statthalter, der nach Lesung des Schreibens den Ueberbringer sofort enthaupten ließ. Nach einigen Tagen erinnerte sich der Kalif der Angelegenheit des Arabers, und befahl jemandem aus seinem Gefolge, sich nach demselben zu erkundigen, den Minister aber zu ihm zu bescheiden. Der Araber, war die Antwort, sey in der Stadt; allein der Minister sey vor einigen Tagen in Geschäften zu einem der Statthalter gereiset und noch nicht zurükkgekehrt. Der Calif ließ hierauf

den Araber vor sich kommen und vernahm von demselben den Hergang der Sache. „Aber," fragte der Herrscher, „verbreitest du nicht unter dem Volke das Gerücht, ich hätte einen übelriechenden Athem?" — „Das wolle Gott nicht," versetzte jener, „daß ich etwas verbreitete, wozu nicht der mindeste Grund der Wahrheit vorhanden ist. Dein Minister erzählte Dir solches, um mir hinterlistig zu schaden. Er grub eine Grube zu meinem Verderben und Gott ließ ihn selbst hineinfallen. Gräme Dich daher nicht über sein Schikksal." Der Calif, voll Staunen über dieß seltsame Ereigniß, erkannte die Hand des Allmächtigen. „Rache," rief er aus, „Rache über das Haupt des Neidischen!" Dann ließ er dem Araber ein Ehrenkleid reichen, gab ihm die erledigte Stelle des Ministers, und in öffentlichen Versammlungen mußte er den Platz zu seiner Rechten einnehmen.

X.

Der Schieferdekker.

Eine ganz wahre Geschichte.

Ein Schieferdekker und sein Sohn bestiegen einen hohen Kirchthurm, um am Knopfe desselben eine Ausbes-

ferung vorzunehmen. Der Vater, der schon seine 50 Jahre haben mochte, klimmte voran, der Sohn folgte. Die große Menge Volk, die von unten zusah, freute sich anfangs, denn das Klettern ging eine geraume Zeit hurtig und gut von Statten. Aber desto gräßlicher war auch das Geschrei, das plötzlich entstand. Denn, siehe da! ganz nahe am Knopfe schon glitt der jüngere Mann plötzlich aus, und stürzte herab. Durch den Fall von dieser furchtbaren Höhe, zerschmetterte er sich dergestalt die Hirnschale, daß, als man herbeisprang und ihn aufhob, schon nicht mehr die mindeste Spur von Leben sich zeigte. Der Vater stieg indeß unverdrossen weiter, vollbrachte seine Arbeit, und kam nach ein paar Stunden wieder herunter, so ernst und gefaßt, als nur möglich.

Von allen Seiten umringte ihn nun das Volk. Alle bedauerten, alle beklagten ihn. — „Armer Mann, armer Vater!" riefen wohl hundert auf ein Mahl: — wißt ihr schon, wie es mit eürem Sohne steht? „Daß er todt seyn wird, todt seyn muß! erwiederte er ziemlich gelassen. Beim Sturz von einer solchen Höhe hinab bleibt man freilich nicht lebendig!"

Aber ums Himmels Willen! Wie ward eüch denn, als ihr seinen Fall merktet?

„Wie's einem Vater werden muß, wenn er seinen liebsten, seinen einzigen Sohn einbüßt!“ Ganz unerwartet kömmt uns zwar allerdings ein solcher Fall nie. Wir steigen immer mit der Besorgniß hinauf, nicht lebend wieder herabzukommen.“ Und wann — wie — wo merktet ihr sein Unglükk zuerst? „O zeitig genug! Noch zwei oder drei Sekunden eher als er stürzte!“ Wie, was sagt ihr? Eher noch? „Nun ja doch, ja! Denn, um eüch aus dem Traume zu helfen, mein Sohn fiel nicht sowohl, — ich selbst warf ihn herunter.“ Ein lauter Schrei des allgemeinen Entsetzens erscholl. — Gott, Gott! rief alles: wie war denn das möglich? „Das will ich eüch wohl erklären, und zwar, wie ich hoffe, recht deütlich! Vielleicht wißt ihr es schon, vielleicht auch nicht — aber kurz, bei unserer Handthierung ist es Sitte und Regel: der Aeltere, der Geübtere steigt voran; der Jüngere kömmt hinten nach. So wie eine Leiter befestigt worden, wird die andere aufgesetzt, und unten angebunden. Dies ist nicht schwer! Aber dann steigt der Vorderste auf dieser halb befestigten Leiter höher, und knüpft sie oben ebenfalls an; und dies ist die Hauptsache, wie ihr leicht begreifen werdet. — Als ich heüte nun eben im Begriff war, dieses auf einer der allerhöchsten Leitern zu thun, hört' ich plötzlich hinter mir den Ausruf meines Sohnes: „ach Vater, Vater! wie wird mir, Alles schwarz

vor den Augen! Ich seh nicht mehr, wo ich bin!" — Sofort schlug ich hinten mit dem rechten Fuß auf gut Glükk aus; traf ihn richtig gerade vor den Kopf, und er flog herab, ohne nur noch einen Laut von sich zu geben.

„Entsetzlich! entsetzlich! — Abscheülicher Bösewicht, warum thatet ihr das?"

„Nun! Nun! nur gemach! So ganz abscheülich glaub ich doch noch nicht gehandelt zu haben. — Bey unserm Handwerk kömmt alles darauf an, daß wir nicht schwindlicht werden. Wer dieses Unglükk hat, — in einer gewissen Höhe hat, wo er sich nicht setzen, nicht anhalten, nicht eine geraume Zeit ausruhen kann, der ist ohne Rettung verloren. Dieß war heüte meines Sohnes Fall. Da, wo ihm schwarz vor den Augen ward, ließ sich an kein Wiederlichtwerden denken. Zwey oder drey Sekunden später stürzt' er unausbleiblich hinab. Aber eh' er stürzte, griff er auch gewiß in letzter, bewußtloser Todesangst nach der unbefestigten Leiter, auf welcher ich stand, wollte sich anhalten an ihr, sie gab nach, und wir stürzten dann beyde hinunter. Dieß, dieß alles sah ich in jenem Augenblikk unbezweifelt voraus; dem wollte ich vorbeügen und deßhalb gab ich ihm rasch den Stoß, der ihm hinabwarf, und der mich gerettet hat, wie ihr seht. Sagt mir, ihr alle, die ihr

vorhin auf mich, als auf einen Bösewicht schmähtet: hätt' es seinem hülflosen Weibe, seinen unerzogenen Kindern, deren Versorgung mir nun obliegt! ja hätt' es ihm selbst etwas geholfen, wenn ich zugleich mit ihm umgekommen wäre? Mich zu opfern für ihn, das konnte Vaterpflicht gewesen seyn, doch mich nutzlos zu opfern nebst ihm, das dünkt mich, konnte niemand fordern! und das bin ich auch erbötig, durch Geistliche und Gerichte entscheiden zu lassen. Wohl zwey Minuten war eine dumpfe Stille um ihn rund herum. Was ihm zu antworten sey, wußte niemand. Endlich erwachte doch der allgemeine Unwille wieder, und man begehrte seine Verhaftung. Sie geschah; doch auf eine leidliche, anständige Art. Beym ordentlichen Verhör fuhr er fort einzugestehn, was — sonst kein anderer ihm Schuld gegeben haben würde. Seine That ward höhern Orts einberichtet; und es ging seinen Richtern, wie es der Volksmenge gegangen war. Sie schauderten anfangs zurükk; überdachten sich seine Lage, und die Gründe, nach welchen er gehandelt hatte, genauer, und mußten gestehen: er habe nach einer zwar gräßlichen, doch richtigen Logik geschlossen; habe eine grausame und doch bewundernswürdige Gegenwart des Geistes bewiesen; und ihr einstimmiges Urtheil war: daß er aller Haft und Strafe zu entlassen sey.

XI.

Grausamkeit und standhafter Muth.

Unter andern Gefangenen, welche die Huronen einst machten, bemächtigten sie sich auch eines erfahrnen, und lange gefürchteten Anführers der Irokesen *). Diesen ließen sie an dem Tage, wo sie ihn zu todt martern wollten, auf ein etwas erhabenes Gerüst steigen, damit man ihn desto besser sehen, oder ihm auch desto sicherer beikommen könnte. Man fing an, ihn von allen Seiten mit glühenden Bränden anzufallen, allein er blieb unbewegt, und wurde nur allein darüber unruhig, daß einer seiner Mitkrieger nicht die Standhaftigkeit bewies, die er zur Ehre seines Volks von ihm erwartet hatte. Nachdem man mit diesem fertig geworden war, wandte sich die gereitzte Wuth von Männern, Weibern und Kindern (denn Weiber und Kinder sind meistens die wüthendsten und geschäftigsten Pei-

*) Huronen und Irokesen sind wilde Völker in Nordamerika.

niger) gegen ihn, als wenn man ihn auf ein Mahl zerreißen wollte. Der Irokese blieb immer unbewegt und man wußte kaum mehr, wo man ihn angreifen sollte, um ihn zu erschüttern, als es einem seiner Peiniger einfiel, ihm die Kopfhaut abzulösen, und mit Gewalt abzureißen. Dieser Streich warf den Irokesen sinnlos zu Boden; man glaubte, daß er todt sey, und entfernte sich. Allein nach einigen Augenblikken ermannte sich der Geschundene wieder, ergriff einen Brand, ungeachtet seine Hände schon ganz durch Feuer entfleischt und zusammengeschrumpft waren, und forderte seine Feinde heraus, daß sie sich ihm nähern sollten. Diese Herausforderung reitzte alle zu einem wilden Rach-Geschrei. Einige nahmen Brände, andere glühende Eisen, oder sonst ähnliche Marter-Werkzeüge und drangen mit ungestümer Wuth auf ihn ein. Allein der Irokese schlug den ganzen Haufen zurükk, und baute sich aus den Treppen, wodurch man zu ihm hinauf gestiegen war, eine Verschanzung, hinter welcher er einige Zeit den erstaunten Huronen Troz bot. Ein einziger Fehltritt, den er machte, überlieferte ihn von neuem seinen Mördern, die ihn, nachdem sie sich müde an ihm gepeinigt hatten, mitten in ein großes Feüer warfen, aus welchem man es für unmöglich hielt, daß er sich wieder aufmachen könne. Es dauerte aber nicht lange, so rannte er auf ein Mahl mit einem brennen-

den Stükk Holz nach dem Dorfe zu, als wenn er dieses anzünden wollte. Keiner hatte das Herz, ihn aufzuhalten. Man warf ihm also einen Klotz zwischen die Beine, der ihn fallen machte Nun schnitt man ihm Hände und Füße ab, rollte ihn über glühenden Kohlen, und warf ihn endlich unter den Stamm eines Baums, der in vollem Feüer war. Das Blut, das er verlor, löschte fast das Feüer aus, und man glaubte daher, daß er nicht der geringsten Bewegung mehr fähig seyn würd. Allein man betrog sich abermahls. Der Stumpf des verstümmelten Kriegers schleppte sich auf den Knieen und Ellbogen mit drohender Mieme, und mit einer Stärke fort, welche die zunächst Stehenden zurükweichen machte. Eine Zeitlang nach diesem letzten Bestreben näherte sich ihm ein Huron, der ihm endlich den Kopf abschlug.

XII.

Der unbekannte König.

Eine Anekdote.

Friedrich der Große, König von Preüßen (geboren 1712, gestorben 1786) besuchte in den frühern Jah-

ren seiner Regierung, während der Karnavalszeit, fast jedes Mahl die Redouten in dem großen Opernhause zu Berlin, und es wurden dort für seine Kosten mehrere Tafeln servirt, eine, an welcher er selbst nebst den Prinzen vom Hause, eine andere, an welcher fürstliche und vornehme Personen speisten, eine andere für das Militär, und mehrere für die Civilbedienten.

Es war aber Gesetz, daß sich jeder an diesen Tafeln entlarven mußte, damit sich nicht ein Unberufener einschliche.

Auf einer dieser Redouten wurde der Monarch, an der Tafel, an welcher er speiste, ihm gerade gegenüber, einen Mann in einem rothen Domino gewahr, der ihm ganz unbekannt vorkam.

Er ließ also den wachhabenden Garde du Korps Offizier rufen und trug ihm auf, sich zu erkundigen: wer die fremde Maske sey?

Der Officier näherte sich dem Unbekannten und fragte: Mein Herr, wer sind Sie?

„Und Sie?" entgegnete die Maske.

Ich bin der wachhabende Lieutenant von ...

„So bin ich mehr als Sie!

Der Lieutenant, entfernte sich, und meldete dieses dem Könige. Dieser befahl darauf dem die Wache

kommandirenden Rittmeister, die nämliche Frage zu wiederhohlen.

Dieß geschah, und er erhielt die vorige Antwort.

Der Rittmeister meldete dieß dem anwesenden Gouverneur, ehe er dem Könige darüber Rapport erstatten wollte.

Der Gouverneur ging also selbst zu der Maske und legte ihr die vorige Frage vor.

„Und Sie sind?" erhielt er zur Rükkantwort.

Der Gouverneur von Berlin.

„So bin ich mehr als Sie."

Dieß fiel dem Gouverneur nicht wenig auf, und er erzählte den sonderbaren Vorfall den Kronprinzen.

Nun, sagte dieser: mir wird die Maske doch Rede stehen, ich will sie examiniren.

Er stand also von der Tafel auf, trat hinter den Unbekannten mit der bekannten Frage:

Unbekannte Maske, wer sind Sie?

„Und Sie?" war wieder die Gegenfrage.

Der Kronprinz von Preußen.

„So bin ich mehr, als Ew. Königliche Hoheit!"

Der Scherz schien dem Prinzen etwas zu weit getrieben, er ging also zu dem der Maske gegenüber sitzenden König und erzählte ihm den ganzen Vorfall.

Friedrich erhob sich nun von seinem Sitze, fixirte den allen Räthselhaften, und fragte mit ernstem Tone:

„Wer ist Er?"

Die Maske erhob sich ehrerbietig und antwortete:

Ew. Majestät! ich bin der Schützen-König aus Breslau,

und wollte davon gehen; aber bey dieser drolligen Antwort verzog sich die ernste Miene des Monarchen in ein leichtes sarcastisches Lächeln, und indem er sich wieder niedersetzte, winkte er ihm mit der Hand freündlich, und rief ihm zu:

„Bleib Er und freß' Er sich erst satt.

XIII.

Was der eine eingebrokkt hat, müssen die Andern oft ausessen.

Eine Anekdote.

Ein Privatmann in Marseille hatte ein ziemlich beträchtliches Vermögen geerbt, und wollte Handel damit treiben. Da gerade mehrere Kaufleute Schiffsladungen nach Marokko besorgten, so wollte er an diesem Handel Theil nehmen, und fragte einen Juden um Rath, was er wohl am besten absenden könnte. Der Jude rieth ihm aus Arglist, er sollte mit einer Ladung von Hüten absegeln, denn da Niemand auf diesen Artikel gefallen wäre, so würde er denselben schnell und gut verkaufen können. Nun kaufte der unerfahrne Kaufmann für einen großen Theil seines Vermögens Hüte ein, und fuhr mit seinem Schiffe nach Marokko ab.

Allein, indem die andern Kaufleute ihre Waaren gut absetzten, blieben die Hüte alle liegen, und Jeder-

mann lachte über den Dummkopf, der eine Ladung von Waaren mitgebracht hatte, die Niemand brauchte. Von ungefähr ging der Kaiser von Marokko vorbey, mußte über das Hut-Magazin lachen, und knüpfte mit dem unerfahrnen Christen ein Gespräch an. Dieser erzählte offenherzig, ein Jude, der mit Marokko Geschäfte treibe, habe ihn zu dieser Spekulation verleitet. Ein Jude! fragte ihn der Kaiser, und er treibt Handel mit Marokko? Nun gut, seine Glaubensgenossen sollen's entgelten. Ich befehle dir, daß du keinen dieser Hüte unter 4 Zechinen*) verkaufest. Dies gelobte der Christ sehr gern. Tags darauf erschien ein Befehl, der allen Juden gebot, einen Hut zu tragen. Sogleich wurde der Christ mit Anfragen bestürmt. Man wollte handeln, allein, da der Christ nichts von den 4 Zechinen ablassen wollte, so mußte der Handel geschlossen werden, und in kurzer Zeit waren alle Hüte fort. Damit war aber der Kaiser nicht zufrieden, sondern ließ dem Christen befehlen, keinen Hut über einen halben Piaster wieder anzukaufen. Einige Tage darauf erschien nun ein neüer Befehl, wodurch die Hüte wieder abgeschaft wurden, mit dem Beysatze: es sey unter Strafe ver-

*) Zechinen ist eine Türkische Goldmünze, die 3 Piaster gilt; ein Piaster aber ist eine Türkische Silbermünze, die 1 fl. 12 kr. gilt.

boten, künftighin Hüte zu tragen. Nun strömte Alles zu dem Christen hin, um ihm die Hüte wieder zu verkaufen; er wollte aber nicht mehr als einen halben Piaster dafür geben. Es entstand anfangs ein großes Geschrey; allein, da man doch mit der Waare nichts mehr anfangen konnte, so nahm man, wiewohl unzufrieden, den halben Piaster, und ließ die Hüte. Somit kehrte der Christ, nachdem er dem Kaiser gedankt hatte, mit seiner Ladung Hüte, und einer schönen Geldsumme, nach Marseille zurükk.

D.

XIV.

Sonderbares Pferdefutter.

Eine Anekdote.

Butler *) stieg an einem sehr kalten Decemberabend in einem Wirthshause ab, und fand, als er in die

*) Ein englischer Gelehrter, der im Jahre 1690 starb. Unter dem Titel Hudibras schrieb er ein sehr komisches Gedicht.

Wirthsstube trat, alle Plätze am Kamin besetzt, so daß er nicht zum Feüer kommen konnte: Hausknecht," rief er, „gieb sogleich meinem Pferde ein Metze Austern!" — „Hafer wollen Sie wohl sagen?" — „Ich weiß wohl, was ich sage: eine Metze Austern!" — Der Hausknecht gehorchte und die gesammte Gesellschaft, die sich am Kamin wärmte, konnte sich der Neűgier nicht erwehren, ein so seltsames Thier zu sehen, und lief in den Pferdestall.

Unterdessen nahm sich Butler den besten Platz am Feüer; einen Augenblikk darauf kam der Hausknecht mit allen Uebrigen zurükk, und versicherte, der Gaul wolle keine Austern. — „Will er keine? Nun gut, so setze mir einen Tisch her, und bringe sie mir; vor allen Dingen vergiß den Pfeffer nicht." —

XV.

Der kluge Hund.

Der berühmte Herr von Leibnitz *) erzählt, daß als er einst zur Winterszeit mit seinen Jagdhunden von

*) Einer der allergrößesten Gelehrten Deütschlands, der 1716 im 70sten Jahre seines Lebens zu Hannover starb.

Kälte fast erstarrt nach Hause gekommen, alle zum Kaminfeüer gelaufen wären bis auf einen einzigen, welcher keinen Platz finden konnte. Dieser bediente sich, um auch zum Feüer zu kommen, folgender List. Er stellte sich an die Thüre des Zimmers, fing sehr laut an zu bellen und die andern Hunde sprangen auf dieses Signal sogleich auf und bellten, in der Meinung, es sey ein Feind vorhanden, eben so laut mit. Der erste ließ nun die andern bellen, zog sich unvermerkt von der Thür zum Kamin zurükk, und legte sich, mit größter Bequemlichkeit, dort zur Ruhe nieder.

XVI.

Ulrich.

In harmlos ungetrübtem Frieden
Flohn Ulrichs Tage hin. Was man im Lauf der Welt
Für neidenswerth und wünschenswürdig hält,
War ihm vom gütigen Geschikk beschieden.
Ein liebend Weib, der Anmuth schönes Bild,
Drei holde Kinder schmükkten ihm das Leben,
Von Freündesscharen sah er sich umgeben,

Von Schätzen Haus und Speicher angefüllt.
Doch so beseligt seine Tage waren,
Nicht immer blieben sie von Nebelwolken frei;
Auch Ulrich sollt' erkennen und erfahren,
Wie wandelbar die Gunst des Glükkes sey,
Verheerend war ein wilder Krieg entglommen,
Und sichtbar schwindend schmolz ihm Hab' und Gut,
Doch härter noch traf ihn des Schikksals Wuth;
Denn was des Krieges Raubgier nicht genommen,
Verzehrte plötzlich eine Feüersglut.

Verarmt und hülflos wandt' er von der Stelle,
Wo sonst sein Glükk geblüht, die nassen Augen ab.
„So wär' ich gänzlich ohne Hülf' und Stab?
Vertrokknet wäre jede Trostesquelle? —
Nein, theüres Weib, verzage nicht,
Geliebte Kinder, stillet eüre Thränen!
Es wird der Trost, an dem es jetzt gebricht,
Uns nahe seyn, eh' wir es wähnen.
Drum fasset Muth und stellt die Klagen ein;
Ich habe wakkre Freünde mir erlesen,
Und was im Glükk ich ihnen einst gewesen,
Das werden sie im Schmerz mir wieder seyn."

Doch grausam ward sein hoffend Herz betrogen,
Die Freünde wandten stumm und kalt

Sich von ihm ab. Die lokkende Gestalt
Des Ueberflusses war entflogen;
Denn nur sein Reichthum war die fesselnde Gewalt,
Die sie magnetisch angezogen.

„So muß ich denn," hub Ulrich an,
„Beruhigung und Trost im eignen Innern finden,
Und mir geraůschlos eine Hütte gründen,
Wo sonst der Ueberfluß aus goldnen Bechern rann,
Mit edlem Selbstvertraun muß ich den Busen ståhlen,
Mit kråft'gem Muthe, der nur auf sich selber zählt;
Denn wie es mir an altem Weine fehlt,
Wird es mir leider auch an neüen Freünden fehlen."

Hand ward ans Werk gelegt, man schleppte still bemüht
Gebålk und Schutt vom Platz, wo Ulrichs Haus gestanden,
Und als die dritte Woche schied,
War kaum die Spur des Unglůkks mehr vorhanden.
Geebnet war der Grund; man riß mit kråft'ger Hand
Des Bodens Tiefen auf, und Ulrich war zugegen,
Als man, den neüen Grund zu legen,
Mit Axt und Schaufel grabend stand.
Doch wer beschreibt das schaurige Behagen,
Das seltsam überrascht sein zitternd Herz empfand!

Ein unterirdisches Gemaüer ward zerschlagen,
Und wunderbar war ihm der Segen nah.
Zwei schwere Klumpen Goldes lagen,
Im Schooß der Erde glänzend da.

Bald sah man jetzt auf's neü ein stattliches Gebaüde
Mit blanken Zinnen freündlich stehn,
Und des Gelingens Dankbarkeit und Freüde,
Den grünen Fichtenkranz, am hohen Giebel wehn.
Es bot auf's neü den Wonnebecher
Die Glükksgöttin, die wechselnd straft und lohnt,
Jetzt ihrem Günstling dar; es wurden die Gemächer
Vom Wohlstand wie zuvor bewohnt.
Doch die Zufriedenheit der hingeschwundnen Tage
Sie kehrte nie in Ulrichs Brust zurükk!
Ein steter Mißmuth trübte seinen Blikk,
Und es beseüfzte manche bittre Klage
Der Menschheit unvollkomm'nes Glükk!
Was er zur Zeit der Noth mit Bitterkeit erfahren:
Der Treüe hohlen Klang, der Freündschaft falschen Schein,
Es prägte tief sich seinem Innern ein,
Und Regungen die sonst ihm theüer waren,
Vermehrten jetzt nur seines Unmuths Pein.
Des Argwohns Raub, prüft' er mit finsterm Blikke
Den Schritt, der harmlos ihm genaht;

In jedem Auge las er Trug und Tükke,
Auf jeder Stirn Verstellung und Verrath. —
Zwei Kinder wurden drauf des Grabes frühe Beüte,
Und als die Thräne noch um die Geliebten floß,
Da riß der Tod, gebietrisch, mitleidlos,
Ihm auch die Gattin von der Seite!
Jetzt ward es ihm zu eng in seines Hauses Raum,
Fort ging sein Streben nach der Weite;
Denn was sein Herz beglükkt mit rosenfarbnen Traum,
Umschattete des Kirchhofs Fliederbaum.
Fern vom Geraüsch der Welt nach Klausnerart zu leben,
Entschloß er sich; und Hof und Haus
Ward einem dürftigen Verwandten übergeben,
Und an des Sohnes Seite zog er aus.

Am Strand des Meers, in dunklem Waldgehege,
Wählt' er den Wohnsitz aus. Kein süßer Lebensklang
Ward hier gehört, kein Freüdenruf ward rege;
Zu dem verwöhnten Ohre drang
Nur das Gebraus der fernen Wogenschläge
Am Meergestad' und wilder Haingesang.
Kein Lauscher fand den Weg zur dunklen Waldesmitte;
Kein falscher Schmeichler war ihm nah;
Ein junger Fischer nur, von schlichter Sitte,
Der mit des Tages Nothdurft ihn versah,
Betrat zuweilen Ulrichs Hütte.

Allmählig schwand der Gram aus seinem Blikk;
Von keiner stürmischen Begierde mehr getrieben,
Begnügt' er sich am gegenwärt'gen Glükk,
Und leis' umweht vom Schatten seiner Lieben,
Zog in sich selber sich der stille Geist zurükk.
Ein holdes Kleinod noch war ihm geblieben,
Als jede Freude floh, als jede Hoffnung schwand!
Nicht ganz war er dem Jammer preis gegeben;
Es war des theuren Kindes Leben,
Das ihn ans Leben selbst mit heil'ger Fessel band.

Doch ach! noch immer nicht zertheilte
Die Unglükkswolke sich, die über seinem Haupt
In drohendem Gewittergraun verweilte;
Und auch sein letztes Erdengut enteilte,
Auch seine letzte Lust ward ihm geraubt!
Denn als der Knab' in schwüler Mittagsstunde
Einst auf des Waldes Moose schlummernd lag,
Gab eine Natter ihm die Todeswunde,
Und Nacht verschlang der Kindheit goldnen Tag!

Das Unglükk soll, nach altergrauten Lehren,
Die beste Schule für den Menschen seyn,
Es soll die Triebe lautern und verklären,
Den Geist vom Tand der Erdengüter kehren,
Und ihm die Einsicht in ihr Nichts verleihn.

Doch sey's, daß Bild und Beispiel dienstbar wäre,
Stets wird im Wechselstreit der Sinnenwelt
Die Allgemeinheit dieser Lehre
Ein Faden seyn, der bald zerreißt, bald hält.
Wohl mag der Weise, der bei Unglükksschlägen
Den Busen mit Betrachtungen erfüllt,
Die Zwekke ahnen, welche streng verhüllt
Die Ewigen in Schmerz und Kummer legen.
Der Thor jedoch, auf dessen Pilgerbahn
Die Dornen fliehn und die Gefahren schwinden,
Wird ewig leichter in das Glükk sich finden,
Als er ins Mißgeschikk sich finden kann.
Es spricht das Glükk mit weichem Klang sich an,
Nur heitre Botschaft hat es zu verkünden,
Und wie sein Füllhorn ewig offen steht,
Verbessert es mit leichter Müh die Sünden,
Die sein Begünstigter begeht.
Mit andern Zeichen und auf andre Weise
Bestürmt des Unglükks Macht der Menschen Kreise,
Und jeder Genius des Friedens flieht.
Mit Wetterschlägen, die den Sinn betäuben,
Bricht es hervor aus nächtlichem Gebiet,
Um rastlos das geängstigte Gemüth
Von Labyrinth zu Labyrinth zu treiben.
Es läßt kein Ueberlegen, keine Wahl
Dem Opfer zu, das es sich auserkoren;

Bis daß, verzehrt von Angst und Qual,
Es rettungslos im Dunkel sich verloren.
So klammert mit der Kräfte letztem Rest
Der Strandende bei der Orkane Krachen
Sich an der nakkten Felsenklippe fest;
Indeß er thörigt mit dem fliehnden Nachen
Die Möglichkeit der Rettung fliehen läßt.
So rafft der Eigner, der das Haus von Flammen
Ergriffen sieht, mit ungestümmen Fleiß
Zerbrochnes Hausgeräth und Bretterwerk zusammen,
Und gibt Kleinodien der Flamme preis. —

Kalt niederlächelnd auf die Wangenbleiche
Des theuern Angesichts, mit abgestumpftem Sinn,
Für den im weiten Weltenreiche
Es nicht Verlust mehr gibt und nicht Gewinn,
Stand Ulrich an des Kindes Leiche.
Das Aergste war geschehn, des Elends Maß war voll;
Trotz bot er dem Geschikk, ihn härter noch zu schlagen!
Zur Gruft sah er den Liebling tragen,
Und keine Thräne rann und keine Klag' erscholl.
Gedankenlos, auf moosbewachsnem Pfade,
Eilt' er hinüber nach dem Seegestade,
Und heftete mit nachtumflortem Sinn
Die starren Blikke nach der Brandung hin.

Und zu dem Fischer, der am andern Tage
Mit Freündestrost in seine Wohnung trat,
Sprach er mit bitterm Ton: „Was mich getroffen hat,
Will nicht geschildert seyn durch eitle Klage!
Ich meinte durch des Goldes lust'gen Schein
Das Glükk zu haschen in dem Weltgetümmel;
Mein Eifer war umsonst, denn elend sollt' ich seyn!
Ich floh, verfolgt von Gram und Pein,
In diese Einsamkeit, doch ehern blieb der Himmel;
Es neigte sich kein Ohr zu meinem Flehn,
Und dem Geschikk war nicht zu widerstehn.
Ich habe jetzt mit ihm mich abgefunden,
Nicht ferner mehr bedarf ich Trost und Rath:
Gelassen blikk' ich in der Zukunft Stunden,
Nichts hat zu fürchten der, der nichts zu hoffen hat!
Zu meinem Erben will ich Dich ernennen;
Nimm diesen goldnen Klumpen, nimm dieß Haus;
Denn vom verhaßten Ort muß ich mich trennen,
Noch eh der Abend dämmert zieh' ich aus.
Doch sey der Wink des Freündes nicht vergebens!
Du bist im Lauf des Wechselvollen Lebens,
Gleich mir, dem Launenspiel des Schikksals unterthan;
Will Stolz und Uebermuth dein Herz bethören,
So zeige Dir mein Beispiel warnend an,
Wie unter Schätzen, die sich blendend mehren,
Der Geist verarmen und verschmachten kann!"

Und als die Schatten Berg und Thal umrannen,
Und alles Land der Ruhe sich ergab,
Da griff er schweigend nach dem Pilgerstab,
Und wanderte mit raschem Schritt von dannen.
Umringt von Bildern der verblühten Lust,
Umspielt vom Zauber der entschwundnen Zeiten,
Trieb ihn die Unruh in der heißen Brust
Durch fremde Länder und entlegne Weiten.
Doch unvermerkt bereitete die Zeit
Den Balsam ihm zur Lindrung seiner Schmerzen;
Es legt' allmählig im bedrängten Herzen
Sich der Gefühle wilder Wechselstreit.
Die Jahre flohen pfeilgeschwind dahin,
Und unvermerkt war ihm das Haupt geblichen:
Die düstre Unmuthswolke war gewichen,
Und still erheitert hatten Geist und Sinn
Sich mit dem Leben wieder ausgeglichen.
Ein neüer Traum umfing jetzt sein Gemüth,
Von neüem Wunsche fühlt er sich getrieben;
Denn ihn ergriff, in süßem Schmerz entglüht,
Die Sehnsucht nach dem heimischen Gebiet
Und nach den Grabeshügeln seiner Lieben.
Die emsig rasche Wandrung ward vollbracht;
Mit stillem Schauer trat er in die Nacht
Des Waldes ein, worin er in den Tagen
Des Jammers sich die Wohnung aufgeschlagen.

Doch wer beschreibt, was plötzlich er empfand,
Als sich der Weg ins Thal hernieder neigte,
Und an der Stelle, wo sonst unbekannt
Und unzugänglich seine Wohnung stand,
Ein freündlich Dorf sich seinen Augen zeigte!
Es rührten Wonn' und Wehmuth ihm das Herz,
Und kaum vermocht' er staunend sich zu fassen,
Daß aus dem Gold, von ihm zurükkgelassen,
So reicher Segen aufgesprossen war.
„Mein Gold," rief er, „das ich vor manchem Jahr
Des Fischers Händen scheidend anvertraut,
Mein goldner Klumpen hat dies Dorf erbaut!"

Mit froher Eile lenkt er seinen Schritt
Dem Dörfchen zu, und wie er näher tritt
Erblikkt er, sanft bestrahlt vom Abendglanze,
Vom Lindenbaume kühlend überweht,
Ein muntres Völkchen, das bei Spiel und Tanze
Der Garben heitres Fest begeht.
Der Fischer selber ist mit Weib und Kind zugegen;
Mit Staunen tritt dem Fremdling er entgegen,
Erkennet ihn und eilt mit freüd'ger Hast,
Den Stifter seines Glükks laut jubelnd zu empfangen.
Kein Fest des Wiedersehns ward fröhlicher begangen,
Und herzlicher geehrt kein werther Gast.
Es dringen zauberisch die muntern Cymbelklänge

In Ulrichs Brust; sein klopfend Herz vergißt,
Daß es das Grab des theüern Kindes ist,
Auf welchem die beglükkte Menge
Des Erntereigens Kette schließt!

„Ich werde," hub er an, als, Ruhe ihm zu gönnen
Der Fischer in die Wohnung ihn geführt.
„Ich werde nun mich nie von diesem Ort mehr trennen,
Denn tief im Innersten hat mich das Glükk gerührt,
Worin die Kinder dieses Thales weben.
Die Dächer, die sich freündlich jetzt erheben,
Wo sonst der Eichbaum und die Erle stand,
Sie melden mir, daß ich in kluge Hand
Des Goldes rohen Barren übergeben."

„Wohl blieben wir," versetzte jener drauf,
„Der Lehre treü, die scheidend ihr gegeben;
Es brach der Fleiß den festen Boden auf,
Und tausendfach belohnt ward unser Streben.
Die Haüser alle, die dort weit und breit
Im letzten Abendstrahl sich sonnen,
Sind, wie sie vor eüch stehn, dem Erdreich abgewonnen,
Das uns mit wunderbarer Fruchtbarkeit
Den Ueberfluß erwünschter Gaben beüt.

Wohl stürzte Geld und Gut so manchen ins Verderben,
Er haschte nach dem Glükk und fand nur hohlen Schein;
Drum wollten wir im Leben und im Sterben,
So wie ihr uns gelehrt, durch unsern Fleiß allein
Des Glükkes werth und — glükklich seyn!"

„Kein Unfall möge dieses Glükk euch trüben!"
Rief Ulrich aus; „doch sagt mir an,
Wo ihr mit jenem Gold geblieben?"

„Ja Herr," erwiederte der brave Mann,
„Was ihr auch sagen mögt, den goldnen Klumpen haben
Wir feyerlich ins tiefe Meer begraben!" —

K. G. Prätzel.

XVII.

Haquin und Dobra.

Fort waren sie, trotz Thor und Gitter,
Die drey schon längst gefangnen Ritter

Auf König Haralds Schloß.
Sie hatten seinen Stolz beleidigt,
Weil sie des Volkes Recht vertheidigt.
Die Flucht ihn sehr verdroß.

Mit Leuten, welche zum Entfliehen
Vielleicht den Rittern Hülfe liehen,
Füllt man die Kerker schon;
Und Harald droht, wer nur geschwiegen,
Dem soll der Kopf vom Rumpfe fliegen,
Wär's auch sein eigner Sohn.

Mit edlem Purpur auf den Wangen
Kommt Haquin, muthig, unbefangen,
Hebt so zum Vater an:
Laß ab Unschuldige zu quälen!
Den ganzen Vorfall dir erzählen
Bin ich nur der es kann.

Jüngst kam ich vor des Thurmes Gitter,
Da hört' ich die gefangnen Ritter,
Die tosten unter sich
Von ihrem Elend, seiner Länge,
Von ihrer Unschuld, deiner Strenge;
Ihr Leiden rührte mich.

Des Thurmes Schlüssel lagen immer
(: Das wußt' ich wohl:) in deinem Zimmer,
Ich trug sie heimlich fort,
Schloß alles auf, und schlich zurükke,
Und legte sie mit gutem Glükke
An ihren alten Ort.

Froh war ich drob in meinem Innern,
Und stolz mich heimlich zu erinnern
Solch einer guten That.
Zwar dacht ich wohl, du würdest schmählen,
Doch bald vergessen. Das Verhehlen
Schien mir der klügste Rath.

Daß aber so du zürnen solltest,
So schwer das Mitleid ahnden wolltest,
Das kam mir nicht in Sinn.
Jetzt, da ich höre was geschehen,
Zwingt mich mein Herz, dir zu gestehen,
Daß ich der Thäter bin.

Ein guter Vater hätt', entzükket,
Solch einen Sohn ans Herz gedrükket,
Gelobt den edlen Muth.
Doch Harald, fest auf falscher Ehre,
Als ob er sich es schuldig wäre,
Begehret Haquins Blut.

Kaum kann der Mutter Händeringen
Noch einige Linderung erzwingen:
Sechs Jahre lang verbannt
Soll er die Grenzen Schwedens fliehen,
Und in die Welt mit ihm zu ziehen
Wird Ritter Kurt ernannt.

Hart, eitel, falsch war Kurt, und bange,
Mit solchem Auftrag und so lange
Zu irren durch die Welt.
Dieß wußte Harald wohl. Doch eben
Dem Schuld'gen ihn zur Qual zu geben,
Ward er dazu bestellt.

Die Königinn, das Herz voll Jammer,
Ruft noch den Sohn in ihre Kammer:
„Dir rath' ich all die Zeit
„Der Flucht in Polen zu verweilen.
„Nimm an den König diese Zeilen
„Dieß Gold, und dieß Geschmeid.

„Gott sey mit dir!“ Nach langen Küssen
Hat Haquin nun sich losgerissen,
Ruft den Gefährten auf.
Zum Sitz des Königes von Polen,
So wie die Mutter es befohlen
Beginnet er den Lauf.

Vertraulich meldet er im Traben
Der Mutter Vorschrift, Brief und Gaben.
Gleich sinnet Kurt auf Rath
Wie er, vom Mündel sich zu trennen,
Statt seiner Haquin sich zu nennen,
Es anzufangen hat.

Einst kommen sie zur Mittagsstunde
Mit heißer Leber, dürrem Munde,
An eines Flusses Rand;
Schnell wirft sich Haquin von dem Gaule
An's Ufer, schlürft mit spitzem Maule
Die Fluth aus hohler Hand.

Schnell springt auch Kurt von seinem Pferde,
Stürzt sich auf ihn, drükkt ihn zur Erde,
Schnürt ihn mit Strikken fest,
Droht endlich gar ihn zu versenken,
Wenn er den Brief, nebst den Geschenken,
Nicht gleich ihm überläßt.

Er zieht aus Haquins Reisesäkkchen
Das angezeigte, theure Päkkchen,
Stekkt es in seinen Gurt,
Zwingt jenen eidlich zu versprechen,
Sich nie zu nennen, nie zu rächen.
Und dann verschwindet Kurt.

Noch lange liegt, umrauscht vom Schilfe,
Gebunden, ohne Trost noch Hilfe,
Der arme Königssohn.
Ein altes Weib, nach Wasser gehend,
Erblikkt ihn, stutzt die Strikke sehend,
Schreyt auf, und eilt davon.

Doch, sich besinnend, kehrt sie wieder,
Setzt ihren Krug am Ufer nieder,
Betrachtet die Gestalt
Des Jünglings, fragt: aus welchem Lande?
Wer bist du? Trägst du diese Bande
Zur Strafe? Durch Gewalt?

Der gute Haquin, treu dem Eide,
Erwiedert ihr: nach dieser Haide
Kam ich aus fernem Land.
Ich suchte Dienst. Nun, ausgeplündert,
Bin ich in meinem Zug gehindert,
Unstern bin ich genannt.

„Was, Unstern? Unter gutem Sterne
„Kamst du hierher aus solcher Ferne."
Sie knüpft ihn freundlich los.
„Nah ist das Häuschen, wo ich wohne.
„Komm mit. Du gleichest meinem Sohne,
„Denn du bist schön und groß.

Der Sohn, die Mutter, finden beyde
Am Fremdling täglich größre Freüde.
Sie loben seinen Fleiß,
Sein liebend Herz, sein biedres Wesen.
Auch lernt er bald, durch eignes Lesen,
Mehr als sein Lehrer weiß.

Erhitzt von einem scharfen Ritte
Ruht einst in dieser trauten Hütte
Ein stattlicher Magnat.
Gefällig forscht er bey der Alten
Nach ihrem Wesen, Wirthschafthalten,
Und ob sie Kinder hat.

Und sie, gerührt von solcher Ehre,
Erzählt ihm nach der Läng' und Queere
Ihr ganzes Leben her.
Sie ruft, voll mütterlicher Freüde,
Den Sohn, den Zögling, lobt sie beyde,
Den Zögling, fast noch mehr.

Von einer Mutter dieß Betragen
Reitzt ihn, die Jungen selbst zu fragen
Um Neigung, Wissenschaft,
Um Sinnesart, Verstand und Gaben.
Er fühlet zu dem fremden Knaben
Sich zärtlich hingerafft.

Gib mir ihn, spricht er zu der Alten,
Als Pagen will ich ihn behalten.
Sie geht es ungern ein.
In aller Augen steigt die Zähre
Der Lust, ob Unsterns Glükk und Ehre,
Des Grams, getrennt zu seyn.

Dem Grafen folgt er mit dem Trosse.
Neügierig forscht man auf dem Schlosse
Den neüen Günstling aus.
Gefällig, friedsam und bescheiden
Beträgt er sich. Statt ihn zu neiden,
Liebt ihn das ganze Haus.

Bald hört er hier von einem Schweden,
Von Haquin, Haralds Sohne, reden,
Von seinem großen Staat,
Und daß der Graf zu einem Feste
Nebst einer Menge hoher Gäste
Ihn gleich gebeten hat.

Er stutzt, er lauert in dem Saale.
Sie kommen. Und mit einem Mahle
Wird Kurt von ihm erkannt.
Auch ihn bemerket mit Erstaunen
Der Unhold, wölbt die Augenbraunen
Und warnt ihn mit der Hand.

O, fürchte nichts? sieht gleich der Knabe,
Daß du ihm nicht nur Schutz und Habe,
Auch Stand und Namen stahlst.
Sein Eid, nicht deiner Stirne Falten,
Zwingt ihn, den Raub geheim zu halten,
Mit dem du, Lügner! prählst.

Selbst der Erinnerung sich entschlagend,
Und muthig den Verlust ertragend,
Den ihm sein Herz ersetzt,
Uebt er getreüen Fleiß im Dienste
Und legt sich eifrig auf die Künste,
Die man am Ritter schätzt.

Einst zieht der Graf, auf stolzem Rosse,
Zur Königstochter nach dem Schlosse.
Ihm folgt sein ganzes Haus.
Unsternen lobt er ihr vor allen,
Auch zeichnet sie mit Wohlgefallen
Ihn vor den andern aus.

Sie wünscht sogar den Edelknaben
In ihrem eignen Dienst zu haben.
Bis zu der Erde hin
Verneigt sich der Magnat, erkläret
Sich selbst durch diese Wahl geehret,
Und übergibt ihr ihn.

Die schöne Dobra prüft mit Fragen
Sein Herz, bemerket sein Betragen,
Und schäzt ihn täglich mehr,
Fühlt, da sie schärfer ihn besiehet,
Wie schön sein Mund, sein Auge glühet,
Und liebt ihn endlich sehr.

Bald, sich erinnernd ihres Standes,
Schämt sie sich wieder dieses Brandes
Für einen dunkeln Knecht.
Doch Amor zischt ihr in die Ohren:
Gewiß ist er ein Prinz geboren.
Und sie gibt Amorn recht.

Um deß sich selbst zu überzeugen,
Zu lernen, was ihn zum Verschweigen
Des hohen Stands gebracht,
Forscht sie ihn aus. Auf ihren Wangen
Glüht röther Hoffnung und Verlangen
Als Zweifel und Verdacht.

Der gute Haquin, dem schon lange
Gott Amor auch mit heißer Zange
Das Herz für Dobra zwikkt,
Und der für die geheimen Triebe
Die Aussicht warmer Gegenliebe
So nah, so leicht erblikkt,

Zähmt dennoch beydes, Wunsch und Freüde;
Getreü bleibt er dem heil'gen Eide,
Vom Stolze nicht verführt
Spricht er: O nein! Aus dunklem Saamen
Sproß' ich, und trage nur den Namen,
Der meinem Stand gebührt.

Mit zärtlichem und feüchtem Blikke
Wirft sie dem ungerechten Glükke
Der Loose Theilung vor:
Erhabne Seelen läßt es schmachten,
Und wen die Klügeren verachten,
Den hebet es empor.

Aus allem, was ich an dir sehe,
Schloß ich auf deines Ursprungs Höhe
Mit fester Sicherheit.
O wär' die Ahnung eingetroffen,
So könnt' ich doch noch Rettung hoffen
Vom Unglükk, das mir draüt.

Ein Prinz aus Schweden, Haquin, lebet
An unserm Hof, und lange strebet
Er schon nach meiner Hand.
Beym König ist er wohl gelitten,
Mir graut vor ihm. Denn seine Sitten,
Sein Herz, sind mir bekannt.

Ein Donnerschlag in Unsterns Ohren!
Durch Kurten schon so viel verlohren,
Nun noch unendlich mehr.
Jetzt nur ein Wort, so raubt er wieder
Ihm alles, schlägt das Unrecht nieder,
Und Dobren rettet er.

Ihr, sich, dem König, und dem Lande
Ist er es schuldig, nun die Schande
Des Lügners kund zu thun.
Schon öffnet sich sein Mund zum Sprechen.
Doch nein. Ihn liese das Verbrechen
Des Meineids niemals ruhn.

Indeß wird vom erlognen Sohne
Sein naher Schritt zu Polens Krone
Dem Vater angezeigt.
Und der, unwissend des Geschehnen,
Durch Zeit und durch der Mutter Thränen
Schon für den Sohn erweicht,

Bezeügt, wie sehr bey diesem Bande
Er ihn, die beyden Königslande,
Sich selber glükklich schätzt.
In Warschau wird, auf dieß Entscheiden
Des Vaters, zu den Hochzeitfreüden
Schon alles festgesetzt;

Drey Tage werden mit Hofieren,
Mit Ringelspielen, mit Turnieren,
Und Bällen hingebracht,
Ein großes Mahl von hundert Gästen
Besetzt den vierten. Nach den Festen
Folgt erst die Hochzeitnacht.

Ach, arme Dobra! was für Schmerzen
Verschließest du im bangen Herzen?
Nur Einem klagst du sie.
„Bleibt denn von den verhaßten Ketten
„Kein Mittel übrig, mich zu retten?
„O sag' doch, Unstern, wie?

„Was meinst du? Stell' dich ein beym Stechen,
„Mit scharfer Lanze such' den Frechen,
„Wirf ihm von seinem Pferd,
„Todt oder wund. Dank deinem Speere,
„Bin ich dann frey. Zum mindsten wäre
„Ein Aufschub mir gewährt.

Ihm aber raunt es in die Ohren:
Auch Rache hast du abgeschworen.
Er spricht: ein scharfer Speer
Ist unerlaubt, und meine Rechte
Regiert ihn schwach, in dem Gefechte
Blieb' ich wohl todt, nicht er.

Auch nur den Spielen zuzusehen
Ist mir zuwider. Laß mich gehen
Und jagen in dem Wald.
Er eilt hinaus. Auf seinem Wege
Sieht er den Busch von Leüten rege,
Hört, daß ein Hifthorn schallt.

Er sprengt hinzu. Auf prächt'gem Rosse
Erscheint ein Herr mit reichem Trosse.
Ein schönes weißes Pferd
Führt man, bepakkt mit allen Stükken,
Die beym Turnier den Ritter schmükken,
Mit Panzer, Helm, und Schwert,

Und Schild und Speer. Mit Silberstäben
Ist ihres Schmelzes Schnee umgeben.
Als der Begegnung froh
Grüßt er den Jüngling, winkt den Knechten
Die ganze Rüstung los zu flechten,
Und dann beginnt er so:

Mit dicht geschlossenem Visiere
Zieh, Haquin, zieh nach dem Turniere
Auf diesen Schimmel hin,
Und fodre Kurten auf zum Stechen.
Nicht ihn verrathen, nicht dich rächen,
Nur üben sollst du ihn.

Betroffen hört sich Haquin nennen;
Wie kann er mich, wie Kurten kennen?
Was weiß er von dem Eid?
Er fürchtet List. Ihr auszuweichen,
Spricht er: den Forst muß ich durchstreichen,
Hab' nicht zum Rennen Zeit.

„An Wilde soll's dir nicht gebrechen.
„Zieh' hin und nach dem kurzen Stechen
„Mit Kurten, komm zurück.
„Befürchte weder Trug noch Reüe,
„Vertrau' dich mir. Von meiner Treüe
„Erwarte Ruhm und Glükk."

Nun schlüpft er folgsam in die Waffen,
Fliegt auf die Bahn. Die Reihen gaffen
Ihn an: wer mag er seyn?
Gewiß aus fremden Landen Einer,
Doch wer er sey, vermuthet keiner
Als Dobra nur allein.

Bey jeder Wendung und Bewegung
Geräth ihr Herz in schnelle Regung,
Als hätt' es ihn erkannt.
Jetzt rufet Unstern mit der Lanze
Den Braût'gam auf zum Rittertanze
Und setzt ihn auf den Sand,

Eilt aus den Schranken, ist verschwunden.
Der fremde Herr, mit Troß und Hunden,
Erwartet, grüßet ihn,
Und wünscht ihm Glükk zu seinem Siege:
„Hier hast du Wildpret die Genüge,
„Das bringe Dobren hin.

Wohl hatte Dobra sich geschmeichelt,
Ihr Trauter hab' ihr nur geheuchelt,
Als zög' er auf die Jagd,
Hab' ihren Aufruf sich verbeten,
Um unerrathen aufzutreten,
Zur ritterlichen Schlacht.

Doch da sie nun die Thiere siehet,
Die er aus dem Tornister ziehet,
Lenkt sie bescheiden ein,
Erröthet bey gezwungenem Danken,
Und denkt: Du solltest in den Schranken,
Nicht in den Wäldern seyn.

Er schweiget, und verspricht ihr, morgen
Noch reichlicher sie zu versorgen.
Er reitet früh davon,
Und bey des Tages erster Helle
Erwartet ihn auf gleicher Stelle
Ein andrer Edler schon.

Dem gestrigen gleicht sein Betragen
In allem. Grau, mit Gold beschlagen,
Ist nur die Rüstung heut
Grau ist der Gaul. Und auf der Erde
Liegt wieder Kurt, von seinem Pferde
Wohl eine Klafter weit.

Den Grauen, mehr noch als den Weißen,
Hört man auf den Gerüsten preißen.
Man sucht ihn. Fort ist er.
Und Dobra, tief in sich versenket,
Gewitzigt, im Vermuthen, denket,
Auch dieß war wohl nicht Er.

Wohl nicht. Denn mit noch größrer Beute
Als der von gestern, kommt er heute
Von seiner Jagd zurükk.
Kaum läßt sie sich die Stükke zeigen:
Und er beharrend in dem Schweigen,
Steht da mit blödem Blikk.

Der dritte gleicht den ersten Tagen
Ein Rappe soll ihn heute tragen
In schwarzer Eisentracht.
Mit seinem Gegner kämpft er wieder
Und schmettert ihn so unsanft nieder,
Daß ihm der Rükken kracht.

Ein lautes Klatschen füllt die Lüfte
Der falsche Prinz mit lahmer Hüfte
Schleicht sich beschämt davon.
Die Richter stellten sich im Kreise,
Zum Urtheil über Kämpf' und Preise,
Um ihres Königs Thron.

Am ersten wird vor seine Stufen
Der schwarze Ritter aufgerufen.
Vergebens. Er verschwand.
Der graue dann, und dann der weiße.
Auch die nicht. Die versaumten Preise
Legt man in Dobrens Hand.

Sie sendet sie nach ihrem Zimmer,
Da wartet Unstern, wie denn immer,
Auf sie mit seiner Jagd.
Sie bitter und empfindlich heüte
Weist ihm die Gaben: Solche Beüte
Hatt' ich dir zugedacht.

Schon kommt der vierte Tag. Im Saale
Sitzt man schon bei dem großen Mahle.
Ach! manches Thränchen fällt
Auf Dobrens Teller. Manche Thräne
Zerdrükkt auch, hinter ihrer Lehne,
Schlecht dienend, unser Held.

Sieh da! Laut schallen die Trompeten.
Drei reichgeschmükkte Fremde treten
Mit edlem Anstand ein.
Der König winkt, sie zu bedienen:
Auf goldnem Teller reicht man ihnen
Sogleich den Ehrenwein.

Sie lassen, Einer um den andern,
Von Hand zu Hand den Becher wandern,
Und jeder, ehrfurchtsvoll,
Bükkt vor dem Könige sich nieder,
Trinkt auf sein Wohl, und trinkt dann wieder
Auf der Prinzessin Wohl.

Dann setzen sie sich hin zu essen.
„Noch einen Gruß habt ihr vergessen.
(: So spricht von seinem Thron
Der König:) „Hier, zu meiner Linken,
„Habt ihr noch einem zuzutrinken,
„Dem Schwed'schen Königssohn."

Sie aber: „der zu deiner Linken
„Verdienet nicht, ihm zuzutrinken.
„Nicht Haralds Sohn ist er.
„Ein Lügner ist er, Kurt mit Namen,
„Und dich vor ihm zu warnen kamen
„Wir gleich noch recht hierher."

Die Löffel fallen aus den Händen
Der Gäste: wie wird dieses enden?
Wer ist der kühne Mann?
Bestürzung, Zorn, und Zweifel sprechen
Des Königs Blikke. Das Verbrechen
Sieht man schon Kurten an.

Furcht, Hoffnung, Staunen und Vergnügen
Vermischen sich in Dobrens Zügen.
Unstern sieht unverwandt
Die Fremden an. Sie sind es eben
Die Roß' und Rüstung ihm gegeben,
Und Haquin ihn genannt.

Jetzt unterbrechen sie das Schweigen:
„Herr! nöthig ist's dir anzuzeigen,
„Was Kurt für arge List
„Gebraucht, dich fälschlich zu bereden,
„Da doch der wahre Prinz aus Schweden
„Hier gegenwärtig ist."

Wo? Wer? So ruft die ganze Halle.
Die Fremden, knieend, trinken alle
Es nun Unsternen zu.
Dem Gruße folgt ein laut Getümmel.
In Dobra's Auge glänzt der Himmel:
Ist's möglich? Haquin du?

— Er ist's. Und würdig deiner Freude
In weißem, grauem, schwarzem Kleide
Hat er für dich gekämpft,
Hat muthig Gram und Drukk ertragen,
Und hat den Trieb, es dir zu sagen,
Gewissenhaft bekämpft.

Wir sind, o Herr, drey biedre Schweden,
Uns schloß für wohlgemeinte Reden
Einst König Harald ein.
Der biedre Haquin half uns fliehen,
Dafür mußt' er ins Elend ziehen,
Kurt sein Begleiter seyn.

Uns zwang der Dank, des Prinzen Spuren
Genau zu folgen. Wir erfuhren,
Wie schnöd ihn Kurt beraubt',
Und dich belog. Ihn zu beschämen
Siehst du uns, und es aufzunehmen
Mit jedem, der's nicht glaubt.

Der falsche Ritter, fest geschnüret,
Wird seines Frevels überführet,
Das Herz im Leibe hüpft
Den Liebenden. Zur Hofskapelle
Führt sie der König auf der Stelle,
Und Kurt wird aufgeknüpft.

v. Nicolay.

XVIII.

Der Einsiedler.

Ein frommer Eremit, von Menschen abgeschieden,
Erwählte sich der Wildniß finstern Wald
Von früher Jugend schon zu seinem Aufenthalt.
Hier lebt' er froh, in heiterm stillen Frieden
Bracht' er die Zeit mit frommer Andacht zu,
Die Jahre flohen ihm in ungestörter Ruh.
Sein Lager Moos, die Höhle seine Zelle,
Zur Nahrung Brombeerfrucht, sein Trunk die klare Quelle.

Wie glükklich lebte, frei von jeder Qual,
Der fromme Mann in seines Waldes Höhle,
Eh sich in seine sorgenleere Seele
Ein Zweifel gegen Gottes Vorsicht stahl!
Doch nun beginnt auch seine Ruh zu wanken,
Und Hoffnung ihn zu fliehn bei dem Gedanken:
Daß nur dem Bösewicht des Glükkes Sonne scheint,
Die Tugend oft hienieden hülflos weint.

Wie wenn, vom Abendroth der Sonne angestrahlet,
In spiegelhellem See sich rings die Landschaft mahlet,
Kein Lüftchen durch der Baüme Blätter bebt;
Doch dieses Bild entflieht, wenn sich ein Sturm erhebt,
Und Ufer, Landschaft, Baüme, Abendhimmel
Verschwinden schnell; des Sees trübe Fluth,
Gepeitscht von des Orkanes Wuth,
Verdrängt die Bilder schnell im wildesten Getümmel.

So wechselten mit Heiterkeit und Lust
Besorgniß, Zweifel, in des Alten Brust.
Sich diese endlich aufzuhellen,
Beschließt er eine Reise anzustellen.
Kaum grüßt der Morgenstrahl des Siedlers*) stille Zelle,
So greift er rasch nach seinem Pilgerstab,
Schöpft einen Reisetrunk sich aus der nahen Quelle,
Und wandert dann ins öde Thal hinab.

Nun schreitet er auf unbesuchten Wegen
Durch Wälder hin, wo Einsamkeit nur thront,
Kein Wandrer ihn begrüßt, kein lebend Wesen wohnt;
Da kommt ein Jüngling plötzlich ihm entgegen,
Schön von Gestalt, so freündlich, sanft und mild,
In seinen Mienen ganz der reinen Güte Bild,

*) Einsiedlers.

Der freundlich unsern Eremiten grüßet,
Durch Frag' und Antwort ihm den Weg versüßet.

So floh den beiden Reisenden die Zeit.
Der Eremit und sein Begleiter,
Vertieft in das Gespräch, das sie erfreut,
Verfolgten ihre Reise weiter,
Und kamen, da indeß die Sonne sinkt,
In's Thal, wo ein Pallast den Müden winkt.
Auf Gaben konnte hier der Arme hoffen,
Dem Wandrer stand die Thüre gastfrei offen.

Der Hausherr nimmt die Fremden liebreich auf,
Nur Herzensgüte strahlt aus seinen Mienen;
Der Diener Schaar eilt mit geschäft'gem Lauf,
Die angekommnen Gäste zu bedienen.
Die Tafel bot im höchsten Ueberfluß
Von Speis' und Trank den reichlichsten Genuß.
Auf seidnem Lager ruhn der Wandrer müde Glieder,
Und süßer Schlummer sank auf ihre Augenlieder.

Früh, als des jungen Tages goldnes Licht
Vom unbewölkten blauen Himmel
Durch die Gardinen unsrer Schläfer bricht,
Herrscht schon im Haus ein eifriges Getümmel.
Die Fremden stehen auf, man führt sie in den Saal,

Hier wartet aufgetischt ein köstlich Mahl;
Der gute Wirth, ein froher deůtscher Zecher,
Trinkt oft den Gästen zu aus einem goldnen Becher.

Die Pilger greifen nun nach ihrem Wanderstab
Und statten warmen Dank dem Hausherrn ab,
Vertraulich drůkkt er noch den Scheidenden die Hånde.
Doch seine Gůte wird am Ende
Der gute Wirth mit Schaden wohl bereůn;
Den goldnen Becher stekkt der Jůngling ein.
Kann so viel Tůkke wohl in einem Herzen wohnen,
Mit schwarzem Undank Gůte so zu lohnen?

So denkt bei sich der fromme Eremit.
Ein Zittern ůberfållt den biedern Alten,
Er folgt dem Jůngling nach mit zweifelhaftem Schritt,
Und wůrde gern von ihm entfernt sich halten.
Dem Wandrer gleich, wann, in dem Wald verstekkt,
Ein Tiger plötzlich sich aus dem Gebůsch erhebet,
Der Zähne Doppelreih'n ihm wild entgegen blekkt;
Gleich schwankt der Wandrer fort, blikkt um sich und erbebet.

Indeß verfinstert sich die heitre Luft,
Der Donner murmelt dumpf, von Wolken schwarz umhangen

Ist rings der Horizont, mit Bangen
Entfliehn die Thiere zu des Waldes Felsenkluft.
Auch unsre Waller suchen sich zu schirmen;
Von jenem Berge blikkt ein Schloß mit Thürmen;
Und außen rauh und wild, gleich dem, der es bewohnt,
In dessen Seele Geiz und Härte thront.

Jetzt kracht und rollt es in den dunklen Hallen
Des Himmels fürchterlich, und es erhebt
Sich wüthend ein Orkan, daß Erd' und Himmel bebt,
Der Regen rauscht herab, und Bliz auf Blize fallen.
Die Wandrer nahn und klopfen an das Thor
Des Schlosses, naß und halberstarret.
Lang harren sie, kein Gitter rollt empor,
Bis nun zuletzt die Eisenpforte knarret.

Ein mürr'scher Mann läßt sie voll Unmuth ein,
Begrüßt sie kaum, und schiebt die schweren Riegel
Mit Schelten vor die Thoresflügel.
Nur schimmlig Brot und sauern Wein
Erlaubet ihm sein Geiz den Reisenden zu reichen.
Es gibt, wie sie betroffen sehn,
Des Wirthes Mien' und Blikk den Gästen zu verstehn,
Sie könnten bald von dannen weichen.

Indem der Eremit im Stillen überdenkt,
Wie ungleich in der Welt der Reichthum ausgetheilet,

Daß bei der Tugend Armuth oft verweilet,
Und launig das Geschikk die Erdenloose lenkt;
Soll sein Erstaunen nur noch höher steigen.
Denn sein Begleiter, der bei'm Scheiden jenem reichen
Gastfreien Wirth den goldnen Becher stahl,
Lohnt nun damit das karge Mahl.

Doch jetzt beginnt die Wuth des Wetters sich zu stillen,
Und Segen labet die erquikkte Flur,
Es theilen sich die dunkeln Wolkenhüllen,
Und neües Leben athmet die Natur.
Der beiden Pilger Reise geht nun weiter,
Doch ist der Eremit nicht mehr so heiter;
Denn Zweifel quält den guten Biedermann,
Der des Gefährten That sich nicht enträthseln kann.

Schon naht die Nacht, ihr brauner Schleyer
Hüllt die Natur gemach in stille Feyer.
Die müden Wandrer sehnen sich nach Ruh,
Nach Obdach spähen sie mit ems'gen Blikken,
Da zeigt ein freündlich Haus sich hinterm Rükken
Des Hügels; diesem eilen sie nun zu.
Geraümig war dieß Haus, zwar keinem Schlosse gleich;
Doch sein Besitzer war an frommer Tugend reich.

Die Wandrer nähern sich, und tragen ihre Bitte,
Die Nacht hier auszuruhn, bescheiden vor.
Strakks öffnet sich des Hofes Thor,
Der Herr vom Hause führt sie in der Seinen Mitte.
„Nehmt, spricht er; Theil an dem, was Gott bescheert,
Der Gutes thut und Gutes thun uns lehrt,
Eßt mit von meinem Brot, und trinkt von meinen
Reben,
Denn gerne geb' ich eüch, was ich vermag zu geben.“

Sieh, es erscheint ein einfach ländlich Mahl,
Nicht Weine seltner Art, nicht Schüsseln sonder Zahl.
Des Wirthes heitrer Sinn verscheücht die Langeweile,
Und unbemerkt entflieht mit Flügeleile
Der Abend, bis der Glokke Ruf ertönt,
Wo sich der Gäste Paar nach Ruhe sehnt.
Es herrschet Still' im Haus, in der Natur,
Und freündlich blikkt der Mond vom heiteren Azur.

Früh, als der Morgenröthe goldne Strahlen
Mit Purpur rings der Berge Gipfel mahlen,
Erheben unsre Pilger sich zur Reise.
Doch schändlich! Schrekklichen Verrath
Verübt der Jüngling noch, eh' sie von dannen schei-
den,
Zur Wiege schleicht er unbemerkt und leise.

Und würgt, o grauenvolle That!
Des Hausherrn einzig Kind, und mit ihm seine Freüden

Der Eremit erstarrt, ihn faßt der Hölle Graun,
Ihm daücht, es schlügen Feüerflammen
Hoch über seinem Haupt zusammen;
Kaum wagt er zitternd aufzuschaun,
Dann eilt er fort, und wankt und bebt.
„O! seüfzt er, wenn ein Gott im Himmel lebt,
Warum entsendet er nicht schwarzen Wettern
Den Blitzstrahl, um den Frevler zu zerschmettern?"

Bald hohlt der Jüngling unsern Alten ein,
Ihm folgt des Wirthes Diener, der die Wege
Dem Fremden zeigen soll; sie gehn durch einen Hain,
Wo unter einem schmalen Brükkenstege
Ein wilder Strom durch Felsentrümmer braust,
Dem Wandrer vor des Abgrunds Tiefe graust.
Der Diener geht voran, und zeigt die sichern Stellen,
Da stürzet rükklings ihn der Jüngling in die Wellen.

Doch jetzt erglüht vom Zorn des Alten Angesicht.
Fleüch, ruft er aus, verruchter Bösewicht.
Kaum spricht er dieß, sieh! plötzlich stehet
Der Jüngling da in Seraphim-Gestalt,

Das Haupt von goldnem Schein umwallt,
Indeß ein süßer Duft den Himmlischen umwehet,
Der Leib von blendendem Gewand umflossen,
Von dem sich Purpurstrahlen rings ergossen.

Und aus des Alten Brust weicht nun des Zornes Wuth:
So ebnet sich, nach Sturm, des Meeres blaue Fluth.
Ein heil'ger Schauer dringt durch seine Glieder,
Anbetend sinkt er auf die Kniee nieder,
Bis daß der Seraph so das Schweigen bricht:
„Um deiner Seele Zweifel dir zu lösen,
„Ward zum Begleiter ich von Gott erlesen.
„Erhebe dich, und knie vor dem Erschaffnen nicht!

„Die Gottheit kennt dein tugendhaftes Leben,
„Das frey von Lastern ist und frey von Schuld,
„Und läßt durch mich voll milder Huld
„Dir über deine Zweifel Aufschluß geben.
„Drum wisse: Gott regiert von Ewigkeit,
„Mit Weisheit lenket er des Staubes Loose;
„Erhaben über Erdenraum und Zeit
„Lies't er allwissend in der Zukunft Schoose.

„Von Urbeginn schon war vor seinem Throne Licht;
„Was Nacht und Dunkelheit dem Erdgebornen scheinet,

„Was räthselhaft sich in der Welt verflicht,
„Hat seine Hand von Ewigkeit vereinet.
„Mit Weisheit lenkt er seinen Schluß;
„Der schwache Sohn des Staubes muß
„Der hohen Allmacht hei'lgen Willen
„Anbetend demuthsvoll erfüllen.

„Vernimm nun, fährt er fort, von mir
„Den Aufschluß dessen, was so unbegreiflich dir
„Geschienen; lerne mit Vertrauen
„Auf Gottes weisen Rathschluß bauen.
„Dem Reichen, dessen Haus dem Wandrer offen stand,
„Dem ich den goldenen Pokal entwandt,
„Entflohn im Rausch des Weins die schönen Lebens-
stunden;
„Doch mit dem Becher war des Lasters Reitz ver-
schwunden.

„Dem Geitzhals, der sein Thor dem Pilger
stets verschloß,
„Gab ich den Becher hin, und wekkte sanfte Triebe
„Zugleich in ihm; in seine Seele goß
„Ich milderes Gefühl und holde Menschenliebe
„Nun fühlet er beschämt des Wohlthuns schönen
Werth,
„Die Wonne, die vorher sein Herz entbehrt;

„Und willig reichet er dem Armen eine Spende:
„Drum kam der Becher auch mit Recht in seine Hände.

„Der Mann, der gütig uns in seinem Haus empfing,
„Dem ich sein Kind durch schnellen Tod entrissen,
„War fromm; doch voraus sah des Ewigen Allwissen,
„Wie viel an dieses Knaben Leben hing.
„In ihm wär ein Tyrann, ein Nero, ein Tiber
„Erwachsen. Daß im Schoos der Wiege er
„Sein Leben ende, fügte Gottes Willen,
„Und ich ward ausersehn ihn zu erfüllen.

„Der Diener, der uns durch den Wald geleitet,
„Hatt' Untergang dem Biedermann bereitet,
„Mit Raübern hatte er den Anschlag ausgedacht,
„Zu morden seinen Herrn in nächster Nacht.
„Doch fand, wie Gottes Weisheit es gebot,
„Er in des Stromes Wellen seinen Tod:
„Drum, Erdensohn, was unvereinbar scheinet,
„Hat Gott von Ewigkeit vereinet.

Bet' ihn in Demuth an, der dich durch's Dunkel führt,
„Und wenn dein Glaube auch den letzten Stab verliert,
„Verzage nicht! Was Dunkel hier auf Erden

„Dir scheint, wird Licht und Klarheit werden.“
So spricht mit Harfenton der Seraph, hebt
Zum Himmel sich und schwebt
Empor zu Gott mit glänzendem Gefieder
Und sinkt am Thron der Allmacht nieder.

Der Eremit fällt auf sein Angesicht,
Indem sein Mund die frommen Worte spricht:
„Allmächtiger! In jenen lichten Höhen,
„Wie hier auf Erden, soll dein Wille stets geschehen.“
Dann eilt er fort nach seiner stillen Zelle,
Und heitrer schöpft er sich den Trunk aus klarer Quelle.
In Frieden floß nunmehr sein Leben hin,
Wie klare Bäche sanft durch Blumen-Auen fliehn.

v. Zipf.

XIX.

Die Neujahrswünsche.

Erzählung.

Der letzte des Decembers war geschieden;
Am Himmel stand der Mond in stiller Pracht,

Und tausend Sterne, theilend seinen Frieden,
Durchblitzten klar und hell die Winternacht.
Mit schneidend scharfem Hauch, auf freyem Gleise,
Durchstrich der Nord im öden Waldgebiet
Die Fichtengipfel, wo aus Reif und Eise
Crystallne Blumen funkelnd aufgeblüht.
Vom strengsten Frost gehärtet war die Erde;
Und wer den Pflichtruf, dem er sich geweiht,
Vereinen durfte mit dem Ruf der Zeit,
Der saß daheim am lokkendwarmen Herde
In ruhiger Gesprächestraulichkeit.

Nur Förster Burgfeld schweifte stillverdrossen,
Mit heft'ger, doch vergeblicher Begier,
Von grauenvollem Schweigen rings umschlossen,
Nach Beute noch umher im Waldrevier. —
Sonst folgt' ihm heitrer Sinn auf jedem Schritte,
Still freudig zog er mit dem Jagdgewehr
Des Morgens aus, und bey der Wiederkehr
Empfing ein liebend Weib ihn in der Hütte,
Drey holde Kinder hüpften um ihn her.
Zum nährenden Beruf, der ihm beschieden,
Gesellte sich des Wohlseyns Lust und Kraft.
Und eines wakkern Freundes Nachbarschaft
Vollendete sein Glükk und seinen Frieden.

Das was vorbey! — Wo Lieb' und Einigkeit
Gewaltet und gewohnt in Heil und Segen,
Da herrschte jetzt verderblich Groll und Streit;
Denn zürnend hatten, eines Grundstükks wegen,
Im Lauf des Jahrs die Freünde sich entzweyt.
Verdruß und Unmuth gab der Blikk zu lesen,
Aus dem der Engel des Vertrauens wich;
Fest saß die Natter, die das Herz beschlich,
Und die sich unentbehrlich sonst gewesen,
Vermieden jetzt mit scheüer Sorgfalt sich! —

So zog der Förster in des Vollmonds Schimmer
Mit düsterm Mienenspiel den Wald entlang;
Doch plötzlich stand er still; denn es erklang
Fern im Gebüsch ein klagendes Gewimmer,
Das hohl und dumpf zu ihm herüberdrang;
Ergriffen ward sein Herz! In Flügelschnelle,
Mit starken Armen brach er nach der Stelle
Sich durch das wilde Dikkicht freye Bahn,
Und einen zarten Knaben traf er an;
Der, Angst und Schrekken auf den bleichen Wangen,
Hier in der öden Wildniß irr gegangen.
Durchbebt vom Frost, kaum seiner selbst bewußt,
Begann der Lebenspuls ihm schon zu stokken,
Gepeitscht vom Nordwind flogen seine Lokken;

Doch hing, hindeûtend auf vergangne Lust,
Ihm eine Zither an der starren Brust.

„Das steht mir in den Sternen wohlgeschrieben!“
Hub Burgfeld an; „auch ungesucht geblieben,
Kommt abermahls mir die Gelegenheit,
Beym Jahresschluß ein gutes Werk zu üben,
Wie ich gewohnt gewesen jederzeit!
So bleib' es denn bey der verjährten Sitte
Trübt Unlust gleich und Unmuth mir den Sinn!“ —
Das Jagdgeräth warf er ins Dikkicht hin,
Und regen Laufs verdoppelnd seine Schritte,
Trug er den Knaben heim nach seiner Hütte.

Hier kehrte bald, gepflegt von milder Hand,
Dem Sterbenden in die erstarrten Glieder
Der schon erloschne Lebensfunke wieder.
Dem edeln Retter dankbar zugewandt,
Begann der muntre Blikk sich zu erheben
Und jede Spur erlittner Angst verschwand.
Jetzt wieß der Wirth, da Mitternacht so eben
Herangenaht, ihm in dem Hüttenraum
Das Lager an; und alles schien ein Traum,
Was sich zu Leid und Lust mit ihm begeben.

Kaum aber war, in Rosenglut entbrannt,
Das Morgenlicht des jungen Jahrs erschienen,

Als reiseflink, die Zither in der Hand,
Und rege Ungeduld in Blikk und Mienen,
Der Knabe schon am Bett des Försters stand.
„In Osten dämmerts und ich muß von hinnen!“
Rief er ihm zu; doch willig füg' ich auch,
Bevor ich scheide, mich dem frommen Brauch,
Das junge Jahr glükkwünschend zu beginnen.
So höre denn, der du mein Retter bist
Was mir für dich ins Herz gegeben ist.“

„Wenn, nach des Winters feindlich strengen Schalten,
Der Reiz des Frühlings die Gefilde ziert,
Dann dringe dir, von eigner Hand geführt,
Die scharfe Axt in früher Morgenstunde
Abgleitend in den Fuß zu blut'ger Wunde!“

„Wenn froh und üppig dann zur Sommerszeit
Des Fleißes Saat zur goldnen Frucht gedeiht,
Zerstöre, wider Hoffen und Erwarten,
Ein Hagelschlag dir den Gemüsegarten!“

„Lokkt dich ins Jagdrevier mit Wink und Gruß
Der Herbst hinaus; dann dekk' und überflore

Ein Dämon dir den Blikk, damit der Schuß
Gefesselt haften bleib' im Feuerrohre!"

„Und fällt aufs neu der Sonne Glanz
und Glut
In schrägerm Strahl zur winterlichen Erde;
Dann, in des Eisgangs wild empörter Wuth,
Verschlinge — daß dein Glükk vollkommen
werde —
Den Liebling dir des Stromes tiefe Fluth!" —

„Unnützer Bube!" rief mit Zorngeberde
Der Förster aus, zur Züchtigung bereit;
„So lohnst du mir den Trieb der Menschlichkeit,
Den mein bewegtes Herz für dich empfunden?
Jetzt magst du schaun, nichtswürdiger Prophet!
Was an dir selber in Erfüllung geht!" ——
Doch eh er noch dem Lager sich entwunden,
War, wie vom Winde spurlos fortgeweht,
Der kekke Zitherspieler schon verschwunden. —

Den Winter sah man allgemach entfliehn.
In mildrer Lüfte schöpferischem Wehen,
Und froh begrüßt von Lerchenmelodien,
Begann der Lenz die Thäler und die Höhen
Mit jugendlichem Schmukk zu überziehn.

Da rüstet sich in früher Dämmrungsstunde
Der Förster einst, der längst die Unglükkskunde
Des Zitherspielers nun vergessen hat,
Zur Wanderung nach der entlegnen Stadt.
Des Einkaufs denkend, den er will beschikken,
Trägt er bereits in blanken Silberstükken
Die Baarschaft festgegürtet um den Leib,
Und schon hinaus will er in Wandereile;
Doch aus der Küche winkt und ruft sein Weib:
„Komm, Burgfeld, einen Augenblikk nur weile
Denn fort und fort vergebens quäl ich mich,
Weil ich dich ungern länger aufgehalten,
Den Eichenklotz mit eigner Hand zu spalten,
Was mir zu schwer, ist leichtes Werk für dich!"

Doch kaum hat er, in rüstigem Beginnen,
Mit scharfer Axt den ersten Schlag gethan,
So strömt sein Blut, es schwinden ihm die Sinnen
Vereitelt ist der Wandrung Zwekk und Plan;
Denn in der Wange schmerzlichen Erbleichen
Kann er die Lagerstätte kaum erreichen.

Und einen andern, der auf gleicher Bahn
Still wandelnd eintrat in das Waldgehege,
Traf das Geschikk, das in verborgner Nacht
Ruchlose List dem Förster zugedacht.

Im starren Blikk das sprechende Gepräge
Der Todesangst, beraubt von Raübershand,
Ein preisgegebnes Bild des Jammers, fand
Man mit gebundnen Gliedern ihn am Wege! —

Vorüber floh des Lenzes Blumentraum,
Und lohnvoll deütend auf erwünschte Spende,
Sah jetzt der Förster in des Gartens Raum
Zur reichen Frucht gedeihn den Fleiß der Hände.
Da hört man furchtbar einst in finstrer Nacht
Ein Ungewitter durch den Luftkreis toben;
Im Riesenkampfe mit sich selbst erhoben,
Sind alle Schrekken der Natur erwacht.
Der Himmelsraum, gedrükkt von Wolkenschwere,
Von Dunkelheit, von Blitzesglut erfüllt,
Wird bald zur Grabnacht, bald zum Flammenmeere!
Laut heült der Sturm, der Donner kracht und brüllt!
Es irrt die Angst umher in den Gemächern
Mit brünst'gem Flehn für Anger und Gefild,
Und prasselnd klirrt der Hagel auf den Dächern.

Und wie der Tag in Osten sich erhebt,
Lenkt Burgfeld zögernd nach des Gartens Auen
Die scheüen Schritte, um — erfüllt zu schauen,
Was ahnend schon im Geist ihm vorgeschwebt!
Zerknikkte Halme trauern ihm entgegen;

Was er gepflanzt mit rüstig reger Hand,
Liegt überschüttet von Gestein und Sand,
Und rettungslos zerstört ist aller Segen!

Und wie er steht im Kummer des Gemüths,
Ruft ihm ein fremder Pilgersmann entgegen,
Der prüfend sich genähert den Gehegen,
„Seyd ihr der Eigner dieses Grundgebiets,
So wendet dankbar eüren Blikk nach oben;
Denn wunderbares Heil kam eüch von droben!
Da schaut der Blätter gleissend fetten Saft,
Erzeügt vom Giftgewächs, das in den Raümen
Gewuchert überall, und seine Kraft
Verderblich mitgetheilt den Nachbarkeimen.
Der Schlag, der diese Ernte weggerafft,
Zu eürem Glükk ward er herabgeleitet;
Denn tödtlicher Genuß stand eüch bereitet!"

Mit ernstem Blikk erwog er die Gefahr,
Die, voll geheimer Tükke, wunderbar
Geruht in den zerstörten Segensgaben!
Und als er wieder in die Hütte trat,
Sprach er zur Hausfrau: „Hüte mir den Knaben,
Daß er da draußen nicht dem Strom sich naht!"

Im Zeitenflug war jetzt der Herbst erschienen.
Den Förster zog es in die Waldung fort.

„Bleibt mir die Wahl?“ rief er mit finstern Mienen,
„Ich muß hinaus, troz dem Prophetenwort,
Es ist ja mein Beruf, dem muß ich dienen!“

Und fort und fort vom Glükksstern angelacht,
Ward ihm, so oft sein Tagwerk sich erneüte,
Im Eifer des Berufs so reiche Beüte,
Wie früherhin kein Herbst sie ihm gebracht.
Das stille Grauen vor des Schikksals Tükke
Ward ausgetilgt durch des Gelingens Lust;
Denn nimmer fehlte seinem sichern Blikke
Der sichre Zielflug nach des Wildes Brust.

Schon überstrich des Nordes kalter Flügel
Mit schärferm Hauch die Flur mit Schneegewand,
Schon lag des Eises trüglich blanker Spiegel
Auf stiller Wogenfläche ausgespannt.
Doch in der Wünsche feürigstem entbrannt,
Des Glükks gewiß, das stets sich treü bewährte,
Durchzog der Förster mit erhöhtem Fleiß
Jezt das Revier, denn eines Hirschbokks Fährte
Gab hier im Schnee sich seinen Blikken preis,
Und eifervoll entglüht war sein Verlangen,
Den edlen Flüchtling würdig zu empfangen.

Nach tagelang vergeblichem Bemühn,
Traf endlich er mit schauerndem Behagen

Im dunkeln Dikkicht des Gebüsches ihn.
„Nur dieß Mahl noch,“ seufzt er von flücht'gem Zagen
Leis überwallt und brennend vor Begier,
Den längst gewünschten Meisterschuß zu wagen,
„Nur dieß Mahl noch, o Glükk, sey günstig mir!“
Verlorner Wunsch! Indem das Thier sich flüchtet,
Versagt gewährungslos das Feuerrohr!
Doch Klagruf dringt zugleich zu seinem Ohr,
Und an den Ort, wohin der Schuß gerichtet,
Tritt aus dem Waldgebüsch — sein Weib hervor!
Vom sichern Todesblei verschont geblieben,
Durchwühlt der Dolch des Jammers ihr das Herz!
Die Hände ringt sie in Verzweiflungsschmerz.
Entsetzen steht in ihrem Blikk geschrieben!
„Der Knab' ist fort,“ ertönt ihr Angstgeschrei,
„Der Knab' ist fort, ist nirgends mehr zu finden!
Am Stromesufer sah man ihn verschwinden!
Die Fluth hat ihn erfaßt! Gott steh uns bei!

Erblassend folgt der Förster ihrem Schritte,
Und schon der Heimath sind sie schaudernd nah;
Da winkt der Nachbar sie in seine Hütte,
Wie es seit Jahresfrist nicht mehr geschah.
Sie folgen seinem Ruf — und welch Entzükken
Ergreift im sel'gen Wechsel ihre Brust,
Als sie den Knaben, ihres Lebens Lust,

Der Fluth entrafft, hier am Kamin erblikken!
Mit Wonneschauern, die der Erd' entrükken,
Mit Himmelslust umfassend den Gewinn,
Stürzt sich die Mutter auf den Liebling hin.
Der Förster aber kehrt mit Schamgeberde
Zum edlen Retter seines Kindes sich.
„Verfolgt," beginnt er stammelnd, „hab' ich dich
Mit Groll und Haß um eine Handvoll Erde;
Du aber beßrer Sinnesart, als ich,
Mir wiederschenkend, ein geliebtes Leben,
Das ich dem Tod zur Beute schon geglaubt,
Du folgst der Lehre, die die Schrift gegeben,
Und sammelst feür'ge Kohlen mir aufs Haupt!" —

„Der Zufall ließ," entgegnete gelassen
Der Nachbar ihm, „mich durch des Gartens Wand
Den Knaben eben in das Auge fassen,
Als er hinabglitt von des Ufers Rand.
Wohl haben wir uns beide schwer vergangen,
Seit wir — in Liebe sonst uns zugewandt —
Uns trotzig zu befehden angefangen!
Die Gunst des Zufalls tritt vermittelnd ein,
So möge denn, von aller Selbstsucht rein,
Wornach wir Beid' im Innersten verlangen,
Der Freündschaftsbund aufs neü geschlossen seyn!"

„O Zauberspruch, am Jahrsfest mir verkündet!“
Rief Burgfeld aus, und fromm gerührt empor
Hob sich sein Blikk, in Dankesglut entzündet;
„O Zauberspruch, so schrekkhaft für das Ohr,
Und auf verborgne Wohlfahrt doch gegründet!
Was erst wie Hauch des Unglükks mich umweht,
Erfüllt mit Trost und Heil hat es geendet.
Sey mir gesegnet, pilgernder Prophet!
Du hattest Recht — jezt ist mein Glükk vollendet!“

K. G. Prätzel.

XX.

Gräfinn Spadara.

(Der geliebten Mutter geweiht.)

Die Gattinn ruht, vom treüen Arm umschlungen,
Entrissen der bedraüenden Gefahr,
Am sichern Ort, von Unmacht noch bezwungen,
Mit blassen Wangen, aufgelös'tem Haar.
Die Rettung ist dem Liebenden gelungen,
Glükkselig preiset ihn die Bürgerschaar,
Daß ihm die Wuth empörter Elemente
Das Theüerste, der Gattinn Leben gönnte.

Denn grausenvoll hob sich aus Ätnas Schlünden
Ein Flammenmeer zum wolkigen Azur,
Und Donner, in der Tiefe rollend, künden
Tod und Verderben jeder Creatur;
Messina wankt in seinen festen Gründen,
Sein Volk entflieht zum Meer, zur freyen Flur,
Der hohe Bau der Schlösser stürzt zusammen,
Und über den Ruinen lodern Flammen.

Die edle Frau erwacht zum hellen Leben
Aus schwerem Traum, blikkt sorgenvoll umher,
Verstummet bang und sieht mit leisem Beben
Zum Gatten auf und seine Arme leer;
Den einz'gen Sproß, den Saügling soll er geben —
Und Thränen nur und Seüfzer bietet er.
„Wo ist mein Sohn? — O mich hast du gerettet,
„Und er ist, ach, im Flammengrab gebettet!" —

Und rasch empor hebt sich die Schwache wieder,
Der Schrekken weicht und starke Liebeskraft
Beseelet nun die anmuthsvollen Glieder,
Die eben noch im Schlummertod erschlafft.
Ihr Mutteraug schlägt jede Bitte nieder,
Sie reißt sich los aus treüer Arme Haft,
Und in die Stadt nach dem verlornen Kinde
Enteilet sie gleich leichtem Morgenwinde.

Nicht heiße Gluth in raucherfüllten Lüften,
Und nicht der Erd', des Himmels dumpfer Schall,
Des Todes Hand, gestrekkt aus schwarzen Klüften,
Der Mauern Sturz, der hohen Dome Fall,
Nicht Schwefelhauch aus tifgespaltnen Grüften,
Und tausendfachen Jammers Wiederhall,
Kann starke Lieb' im Mutterbusen dämpfen,
Die sich den Sohn, den theüern, will erkämpfen.

Sie ist zum Ziel durch allen Graus gedrungen,
Noch raget hoch Spadara's Prachtpallast;
Getrümmer rings; doch stehet unbezwungen
Der Felsenbau, der Saülen schlanke Last.
Jetzt hat den Preis die Liebende errungen!
Mit Wonneruf, mit flügelschneller Hast
Gewinnet sie die hohen Marmorstufen
Und hört entzükkt des Saüglings leises Rufen.

Du, Mutterlieb', ihr hohen Seligkeiten,
Wovon die Brust des Weibes mächtig glüht,
Gehorchet nicht der Leyer starren Saiten,
Eüch singet nicht des Mannes rauhes Lied.
Der Sänger wird mit hohlen Worten streiten;
Das Wort ist da, des Wortes Seele flieht.
Drum will ich nicht mit eitlem Klang verkünden,
Was Mütter nur, die liebenden, empfinden.

Sie flieht zurükk; des Sohnes lang Gewimmer
Beflügelt ihren Fuß. Ein neüer Stoß
Erhebt den Grund, die Halle bricht in Trümmer;
Sie flieht zurükk; und sieht sich rettungslos.
Verschwunden ist der Hoffnung letzter Schimmer.
Es öffnet sich der Erde Feüerschooß,
Das Opfer treüer Liebe ist verschlungen, —
Doch leben wird es auf des Liedes Zungen.

Möller.

Anmerkung.

Das Erdbeben, von welchem hier die Rede ist, war eines der schrekklichsten, die sich je ereignet haben, und verwüstete einen großen Theil von Unteritalien und Sicilien. Es wird unsern jungen Lesern nicht unangenehm seyn, die Beschreibung, die ein Augenzeüge dieser Begebenheit in einem Briefe an einen Freünd davon gemacht hat, hier zu lesen. Der Brief ist datirt aus dem damahls gleichfalls verwüsteten Städtchen Scylla *) — „Wie soll ich Ihnen die

*) Scylla oder Scyglio liegt in Calabrien an der Meerenge von Sicilien auf einem Vorgebirge, welches das in der Schiffarth der Alten so fürchterlich beschriebene Scylla war.

Schrekknisse beschreiben, die mich, seit dem unglükklichen Tage, der den Umsturz unsers armen Landes sahe, ohne Unterlaß umgeben haben? Wo soll ich Worte finden, welche geschikkt wären, nur den tausendsten Theil des Unglükks auszudrükken, das uns befallen hat? Ach, welch ein Tag! und welch eine Nacht folgte diesem Tag!"

„Es war der 5te Februar 1783, an welchem unser jammervoller Zustand seinen Anfang nahm. Ein Erdstoß, der eine aufwärtshebende Richtung hatte, war gleichsam das Signal dazu. Dieser setzte uns in Schrekken, und bewog die meisten Leüte, aus ihren Haüsern zu laufen. Auf diese senkrechte Bewegung erfolgte bald eine schüttelnde und schwankende, während welcher wir schon überall unsere Haüser einstürzen sahen. Die Mauern und Thürme des Schlosses wurden von einauder gerissen und über die Stadt geworfen; die Gebaüde darunter wurden zermalmet und 150 Personen fanden unter den einstürzenden Ruinen derselben ihr Grab. Bei Anbruch der Nacht folgte ein beträchtlicher Theil der Einwohner dem Beyspiele des Prinzen, und begaben sich ans Ufer; hier richteten sie Zelter auf, oder legten sich in Barken nieder, indem sie sich mit der Hoffnung einer vollkommenen Sicherheit, wegen der Entfernung von allen Gebaüden, schmeichelten. Der Himmel war

hell und heiter; die See vollkommen ruhig, und alle diese armen Leute genossen, auf das Schrekken des Tages, eines süßen Schlummers, als mitten in dieser verrätherischen Ruhe und ohne die mindeste vorhergehende Erderschütterung, das Vorgebürge von Campala sich auf einmahl losriß und in die See stürzte. Das Meer wich vor dieser Masse nach der entgegenstehenden Küste zurükk, und schwemmte daselbst 28 Personen mit ihren Haüsern hinweg, dann kehrte es mit verdoppelter Wuth und zu 30 Palmen *) über seine gewöhliche Höhe angeschwollen, nach dem Ufer von Scylla zurükk, und verschlang von denen, welche sich hier auf dem Sande oder in Böten gelagert hatten, nicht weniger als 2475 Personen. Fürchterlich war das Angstgeschrey der überlebenden, die zufälliger Weise höher lagen, als die Wogen hinanschwollen und unbeschreiblich war der Schrekk, welcher sich über alle umliegenden Hügel verbreitete, wohin der übrige Theil der Einwohner sich zerstreut hatte. Von denen hingegen, welche das Meer verschlang, ward kein Laut gehört; sie hatten weder Macht noch Zeit um Hilfe zu schreyen."

„Der nächste Morgen stellte das rührendste Schauspiel dar. Acht hundert Leichen wurden ans Ufer ge-

---

*) Palmo ist ein sicilianisches Längenmaß, welches 10 Zoll 3 Linien nach englischem Maße beträgt.

worfen, und zwar die meisten so zerstoßen und zerschlagen, daß in den Gesichtern, die wir so lange gekannt nnd geliebt hatten, kaum noch ein menschlicher Zug übrig geblieben war. Mit thränenden Augen schleppten wir diese traurigen Ueberbleibsel unserer Bekannten und Lieben in Haufen zusammen, und übergaben sie dem Feüer, um der anstekkenden Seüche zuvorzukommen, die so viel Leichen hätte veranlassen müssen, wenn man sie in freyer Luft hätte wollen verwesen lassen Einige wenige Personen wurden noch mit Zeichen des Lebens aus dem Wasser herausgezogen; allein so verwundet und verstümmelt, daß zu ihrer Wiederherstellung keine Hoffnung übrig war. Hoffnung sagte ich? Ach ich hätte es Furcht nennen sollen; denn was für ein Daseyn blieb ihnen übrig, wenn sie dem Tode noch entrissen wurden? Ihr Vermögen war dahin, ihre Freünde und ihre Familien waren getödtet; Hungersnoth, Krankheit und Schmerzen waren alles, was sie mit der Wiederkehr des Lebens noch zu erwarten hatten."

„Das Verderben hatte sich über ganz Calabrien und über denjenigen Theil von Sicilien verbreitet, welcher Italien gegenüber liegt. Die Erderschütterung des 5ten und 7ten Februars und die des 28sten Märzes waren die heftigsten, und vollbrachten die Zer-

störung aller Gebaüde in der jetzt genannten Länder strekke. In mancher Gegend ward kein Stein auf dem andern gelassen, und gegen 40000 Menschen büßten auf die erbärmlichste Weise ihr Leben ein. Einige wurden noch lebendig ausgegraben, nachdem sie unglaublich lange unter dem Schutte begraben gelegen hatten. Messina ward ein Haufen Ruinen; ihre schöne Palazzata *) in die Stadt geworfen."

„Vor und während der Erschütterung sammelten sich die Wolken, und hingen dann unbeweglich und schwer über der Erde. Zu Palmi hatte der Luftkreis ein so feüriges Ansehen, daß viele Leüte glaubten, ein Theil der Stadt stünde in Brande. Man erinnerte sich nachher, daß verschiedene Personen, kurz vor der Erschütterung, von einer ungewöhnlichen Hitze befallen wurden. Die Flüsse erhielten eine schlammichte, aschgraue Farbe, und ein schwefelartiger Geruch verbreitete sich fast allgemein. Eine Fregatte, die während des Erdbebens zwischen Calabrien und Lipari segelte, fühlte einen so heftigen Stoß, daß der Steüermann vom Ruder weggeschleüdert und die Kanonen auf ihren Lavetten in die Höhe geworfen wurden, indeß die ganze See umher einen starken Schwefeldampf aushauchte."

*) Die prächtigen Gebaüde am Hafen.

„Ungeheure Veränderungen fanden auf der Oberfläche des Landes Statt. Berge und Hügel stürzten ein, und Flüsse wurden dadurch verstopft und in Seen verwandelt. Kurz, jede Art von Erscheinungen, die diese zerstörende Bewegung der Erde zu begleiten pflegen, konnte man hier in ihrer fürchterlichen Größe und Mannigfaltigkeit sehen."

XXI.

Die Mutter im Tyroler Thale.

Eine Romanze.

„Der Morgen ist schön, so ohne Wolken;
Die Kühe hab' ich ausgemolken.
Willst, Heppy, nun auch mit mir gehn,
Und Gras mähen sehn?"

„Ach ja, ich muß dich immer bei mir haben,
Kann ohne dich nicht sä'n, nicht graben;
Und sieh' daheim bist du allein,
Und du bist noch so klein."

„Du kannst dir noch nicht helfen, noch nicht rathen,
Es könnt' das Dorf in Brand gerathen:
Ach Gott! ein Unglükk kommt geschwind,
Du bist mein einzig Kind."

„Die Luft ist frisch und rein, der Morgen heiter,
Da duften kräftiger die Kraüter.
Komm, Heppy, mit! da kannst du sehn,
Das frische Futter mäh'n."

Die Luft ist freilich rein, der Morgen heiter,
Doch ihr entfährt, als Zeichendeüter
Des Unglükks, nicht der Bliz allein;
Auch stille Feinde draü'n.

Sieh nur hinauf! Was schweifet dort im Bogen?
Auf Beüte ist er ausgeflogen,
Der Geier von der wild'sten Art,
Mit braunem Borstenbart.

Ach unter Geiern gibt es eine Mutter,
Die Jungen mahnen sie an Futter;
Zu pflegen ihrer Art und Brut,
Wehrt sie sich oft mit Wuth.

Und Heppy hüpfte schon im Wiesenbeete;
Die Mutter sorglos sang und mähte,
Und Heppy freüdig weiter sprang
Umher die Flur entlang.

Kind! mußt nicht weit von deiner Mutter gehen!
Sieh! oben läßt dein Feind sich sehen;
Wie schlau er sich nach Beüte dreht!
Dich hat er schon erspäht. —

Er schweift und kreis't, bis sich die Mutter wendet,
Und ihren Blikk vom Knaben sendet;
Dann raubt er sich ein Eigenthum.
O Mutter, sieh dich um! —

Die Mutter, sorglos, sieht nicht um und mähet.
Der Geyer, der im Zirkel immer spähet,
Schießt wie ein Todespfeil geschwind
Herab auf's liebe Kind.

Er hatte gierig mit den scharfen Krallen
Es an den Schultern angefallen;
Wie kaum noch Heppy „Mutter!" ruft,
Sieht sie ihn in der Luft.

Nicht anzuhören ist der Wittwe Jammern.
Sie steigt; die Augen werden Klammern.
Die Arme greifen hoch, gespannt
Nach Raubers Felsenwand.

„Verzweifle, Mutter! Nie siehst du den Knaben
An hoher Luft liegt er begraben.
Die Sonne bleichet sein Gebein;
In's Herz griff Hunger ein *).“

„Nie werden mehr aus deines Kindes Augen
Die deinen Trost für's Alter saugen;
Du wirst ihn immer vor dir stehn,
Doch nur als Schatten sehn.“

„Umschlossen ihn die Wogen oder Flammen,
Wir starben jeden Tod zusammen **);
Vereint im Staub' und Wellenlauf; —
Da reich' ich nicht hinauf.“

---

*) Die hungrigen Adler haben ihn zerfleischt.

**) Wäre er ins Wasser gefallen, oder in Feuersnoth gerathen, ich hätte mich in die Wogen oder Flammen gestürzt, und wäre mit ihm gestorben, wenn ich ihn nicht hätte retten können.

„Mit Todesschmerzen hast du ihn geboren,
Ach! — mit den größten ihn verloren!“ —
So jammert sie, und ihr Geschrei
Lokkt' Nachbarsleüt' herbei.

Von der gewalt'gen Leiden-Wuth entkräftet,
Doch stets das Aug hinauf geheftet,
Wird nun die Mutter heimgeführt,
Wo neüer Schmerz sie rührt.

Sie sucht in allen Winkeln ihrer Hütte;
Er fehlt in der gewohnten Mitte. —
Sie ruft den Schlaf ermattet an;
Doch ist's um ihn gethan.

O Nachbarn, gebt ihr doch nicht Trank und Speise!
Ihr widert jede Mitleidsweise;
Denn nichts gilt ihr das Leben mehr —
Ihr ist die Erde leer.

Nach oben ist ihr irrer Geist gerichtet,
Dort scheint ihr Wittwensitz gelichtet,
Dort wandelt sie bei Tag und Nacht,
Und weinet still und — lacht.

Man sah sie oft zum Raubplatz sich bemühen,
Im Blikk' ihr Kind herab zu ziehen.
Lang sah man da sie lautlos stehn —
Und rükkwärts heim dann gehn.

Einst Morgens fand man sie am Baum gelehnet,
Ihr starres Auge ausgedehnet
Nach hoher Felsen Morgenroth; —
Sie selbst war kalt und todt.

J. A. F. Reil.

Seitenstükk zu der vorhergehenden Erzählung.

Das Lämmergeier-Anni.

Viele Naturforscher wollen die Jagd der Lämmergeier auf das Menschengeschlecht bezweifeln. Folgende wahre Geschichte mag die nöthige Aufklärung hierüber geben.

Anna Zurbuchen, von Habchern, (im Bernischen Oberlande), geboren im Herbstmonat 1760, wurde von ihren Aeltern (Christen Zurbuchen und Magdalena Daubwalder) beim Heutrokknen und Einsammeln auf ein entlegenes Gut, als bald dreijähriges

Kind mitgenommen, und nahe bei einer Scheüer hingelegt. Bald entschlummerte bei der warmen Witterung das Kind; der Vater dekkte ihm das Gesicht mit einem Strohhute zu, und begab sich an seine Arbeit. Mit einer Heübürde beladen kam er einige Zeit nachher wieder zur Scheüer, sah nach dem Kinde, aber es war fort. Mit wahrer Seelenangst ward es sogleich, aber vergeblich, aufgesucht.

Während dieses Vorfall ging ein Landmann (Heinrich Michel von Unterseen, damahliger Gerichtsweibel) von Aelgau zurükkehrend, auf einem wilden Pfade dem Wägisbach nach, wo er zu seinem großen Erstaunen ein Kind schreien hörte; mit schnellen Schritten eilte er hin nach der Gegend des Schalles. Hievon aufgeschrekkt erhob sich von einem Gütsch (kleine Anhöhe) ein Lämmergeier, dahin schwebend über einen tiefen Abgrund. Auf diesem Gütsch fand nun der Bauer das Kind ganz am Rande des Abgrundes, in dessen Tiefe der Bach wild dahin brauste; nur eine kleine Bewegung und es hätte hinunter stürzen müssen. Es hatte dasselbe keine andere Verwundung, als an dem inken Arm und der Hand, so daß es bei diesen gepakkt und fortgeschleppt worden seyn mußte; Schuhe, Strümpfe und das Käppchen waren verloren.

Die Freüde der Aeltern über die wundersame Erhaltung ihres Kindes läßt sich leicht erachten.

Dieser Vorfall ereignete sich den 12. Juli 1763. Der Gütsch, auf welchem dieses Kind gefunden wurde, ist von jener Scheüer, wo es schlummerte, bei 1400 Schritte entfernt, und dieser Raum von dem sehr tief liegenden Graben und Bache durchschnitten. Seither wurde dem Kinde der Name Lämmergeier-Anni zugegeben. Seit langem ist sie an den Schneider, Peter Feütiger, in Goldswyl verheirathet, wo sie noch lebt, gesund und wohl ist.

Aus F. N. Königs Reise in die Alpen. Bern 1814.

XXI.

Casa Bianca.

Auf des Mittelmeers beschupptem Rükken,
Wo der Pyramiden Haüpter winken,
Und die dunkeln Fluthen niedersinken,
Welche ferne Wunderländer schikken,
Wo der Nil im Oceane badet,
Der Moscheen Silbermonde blinken,
Und der Kaufmann seine Schätze ladet; —

Rauschten durch die goldbeschaümten Fluthen,
Leüchtend in des Tages frühen Gluthen,
Stolzer Schiffe mächtige Geschwader.
Britten kamen, um mit Eisenruthen
Frankreichs stolze, siegestrunkne Rotte,
Die vom Rhein und Nil den Völkerhader
Blutvoll zündete, mit wildem Spotte
Wund zu geißeln und die Kriegesflotte
Scharf zu treffen auf die Lebensader.
Vor der frischen Weste vollem Wehen
Wölben sich der Segel weiße Flügel,
Mit sich führend die belebten Hügel,
Die des Meeres feüchte Pfade gehen.
Farbenreiche Wappenschilde flattern
An den hoch hinaufgewachs'nen Masten,
Die sich vor der Lüfte weichen Lasten
Biegen und im hohlen Grunde knattern.
Noch verstummt der Rachen der Karthaunen,
Noch ist Stille rings und tiefes Staunen,
Bis sich der Geschwader Ordnung reihet.
Drauf ertönt ein Schmettern der Posaunen, —
Und aus den beerzten Lippen streüet
Tausendfach ein dichter Kugelregen
Den betaübten Franken sich entgegen.
Ist der Elemente Kampf erneüet?
Seh' ich hier der Hölle Macht sich regen?

Heben sich des Abgrunds ew'ge Flammen?
Haben Aetnas Ströme sich ergossen?
Ist das Haus der Blitze aufgeschlossen?
Schlagen alle Donner hier zusammen?
Sieh! den mächtigsten von den Colossen *)
Galliens hat rothe Gluth umfangen,
Und es winden sich die Riesenschlangen
Zischend zu der Masten schwanken Spitzen.
Vor dem Feuertode sich zu schützen
Fliehet, was noch athmet, zur Schaluppe,
Schießt an Tauen von der Hinterkuppe
Durch den Pulverdampf, erhellt von Blitzen,
Zu der engen Barke schmalen Spitzen.
Einer nur kann keine Rettung hoffen,
Einer fleht vergebens um Erbarmen.
Von des Todes Sichel halb getroffen,
Sank er blutig mit zerriss'nen Armen.
Vater ist er; unter heißen Zähren
Kniet bey ihm der Sohn mit blassen Wangen.
Mit der Liebe zärtlichem Erbangen
Sucht er treu dem Todesstrom zu wehren.
Mag die Flammenpforte ihn umfangen,
Mag die Gluth verderbend ihn umwehen,

---

*) Das französische Admiral-Schiff l'Orient.

Mag der Ruf der Freunde ihn belehren,
Daß der Brand zur Pulverkammer dringet, —
Er vermag dem Tod zu widerstehen,
Nein, er kann nicht von dem Vater gehen.
„Fleuch, Bianca! siehe, schon umringet
Dich der Feuerkreis, und nahend zwinget
Uns die Gluth, dich Zögernden zu meiden;
Fleuch! du kannst des Vaters Tod nicht wenden!" —
Taub ist Casa bey des Vaters Leiden,
Sieht die Gluth nicht, hält mit treuen Händen
Den erblaßten Vater; mit ihm enden
Will er, in der letzten Noth nicht scheiden.
Fest hat er den Blutenden umschlungen,
Höret nicht den Ruf und nicht das Prasseln.
Der Geschütze, nicht das wilde Rasseln —
Ganz hat Liebe seinen Sinn bezwungen.
Thränen stürzen aus den starren Blikken,
Und die heißen Lippen, bebend schikken
Sie zu Gott die Seufzer, halb verklungen.
„Casa!" ruft auf's neue eine Stimme,
Warnt vergebens vor dem nahen Grimme
Der Vernichtung. Und mit raschen Schlägen
Rudern in die Weite die Genossen,
Auf der Tiefe rothbeschaumten Wegen,
Zitternd ungewissem Heil entgegen.
Drauf, mit alldurchdringenden Geschossen,

Sprengt die Gluth des Schrekkens finstre Klüfte,
Und hinauf in die empörten Lüfte
Fahren tausend scharfgezakkte Blitze,
Wälzen flügelschnell sich Wolkensaülen,
Rollen tausend Donner auf und heülen
Von der Erde zu der Sonne Sitzen,
Und in Trümmern prasselt zu den Wogen
Was sie einst in stolzem Lauf durchzogen.

Mag die Erdenhülle auch zerstaüben,
Treüe wird besteh'n und Liebe bleiben.

Möller.

Anmerkung.

Im Jahr 1798 segelten die Franzosen mit einer großen Flotte nach Aegypten, um dieses Land zu erobern. Sie ankerten in der Bay bey Abukir *). Die Engländer, die ihres Vortheils wegen Aegypten nicht in die Gewalt der Franzosen kommen lassen

*) Abukir war in dem Mittelalter eine Stadt, ist aber jetzt ein Dorf mit einem befestigten Schlosse an der Westseite eines geraümigen Meerbusens, an der Aegyptischen Küste, 4 Stunden östlich von Alexandria.

wollten, schikkten ihnen strakks eine Flotte unter dem Commando des Admirals Nelson nach. Sobald dieser vor Abukir angekommen war, so begann eine der fürchterlichsten Seeschlachten, die je geschlagen worden sind. Abends um halb sieben Uhr am ersten August 1798 begann dieß fürchterliche Schauspiel. Um 7 Uhr lag schon volle Nacht auf dem Meere, aber das Feüer der beyden Flotten erleüchtete mit unaufhörlichen Blitzen den Himmel. Nach einer Stunde waren 5 französische Schiffe entmastet und genommen. Der französische Admiral Bruyes war durch eine Canonenkugel zerschmettert. Sein Schiff l'Orient aber setzte das Feüer noch mit großer Lebhaftigkeit fort, als es plötzlich von einem Brande ergriffen ward, der rasch mit verzehrender Wuth um sich griff und durch keine Anstrengung gelöscht werden konnte. Um 10 Uhr flog das prächtige Gebaüde mit 120 Kanonen und 1000 Menschen unter fürchterlicvem Krachen in die Luft. Eine gräßliche Pause von 3 Minuten folgte, indeß die empor geschleüderten Trümmer auf die umherstehenden Schiffe herabfielen. Nur 70 bis 80 Menschen von den 1000 konnten durch Nelson gerettet werden. Darauf setzten die übrigen Schiffe die Kanonade noch bis zum Morgen fort, der die gänzliche Niederlage der französischen Flotte beschien.

XXIII.

Amphinomos und Anapus *).

Aetnas glänzend Haupt umhüllen
Schwarze Dämpfe, und es stöhnt
Dumpf die Tiefe, Donner brüllen
Und der Riesenfuß erdröhnt.

In dem Felsenschooße grollen
Wilde Kräfte, die Natur
Hört entsetzt das grause Rollen
Und es schwärzt sich der Azur **).

---

*) Ungefähr 470 Jahre vor Christi Geburt war auf der Insel Sicilien ein fürchterliches Erdbeben, wobei der Aetna entsetzlich tobte und mit seinen Feüerauswürfen die ganze Gegend überschwemmte und Städte und Dörfer in Brand setzte. Bei diesem allgemeinen Unglükke trugen die beiden Brüder Amphinomus und Anapus ihre alten Aeltern auf ihren Schultern mitten durch die Flammen, um sie der Gefahr, von denselben verzehrt zu werden, zu entreißen.

**) Des Himmels Blau.

Kochend öffnen sich die Schlünde,
Berstend kracht das Flammenthor,
Und die branderfüllten Gründe
Schleüdern rothe Gluth empor.

Feüerregen füllt die Lüfte
Und Verderben reißt sich los,
Und die todesschwang'ren Klüfte
Senden Gluthen, Stoß auf Stoß.

Wo Catanás *) Zinnen prangen,
An dem reichgeschmükkten Strand,
Wälzen sich die Lavaschlangen,
Zischend zu der Mauern Rand.

Und sie wanken und sie fallen,
Und verzehrend folgt die Gluth,
Wehgeschrei durchbebt die Hallen,
Jammerruf und wilde Wuth.

Von des Lebens eitlen Schätzen,
Des Gewinnes flücht'gem Tand,

---

*) Catana, heüt zu Tage Catanea, ist eine Stadt in Sicilien, die, ungeachtet des Schadens, den Erdbeben und der Aetna ihr zufügten, sich im ziemlichen Flor befindet. Sie ist nach Palermo die beste Stadt der Insel.

Von der Thoren Erdengötzen,
Falschen Glükkes Unterpfand:

Von des Stolzes buntem Schimmer
Raffet jeder sich in Hast
Aus dem rauchenden Getrümmer
Eines Armes leichte Last.

Und im wogenden Gedränge
Zu des Meeres sichrem Port
Reißt die angsterfüllte Menge
Rettend sich im Laufe fort,

Aber rükkwärts in die Flammen,
Der Palläste rothe Gluth,
Fliegt ein Bruderpaar zusammen,
Stark durch frommen Heldenmuth.

Schätze nicht, nicht eitle Güter
Sucht ihr angsterfüllter Blikk;
Mannigfachen Guts Gebieter,
Traf sie herberes Geschikk.

Vielgeliebte Aeltern waren,
Von der Jahre Last gedrükkt,

Noch daheim bei ihren Laren*)
Rings von wilder Gluth umstrikkt.

Tod verachtend, immer weiter
Durch die Flammenwirbel hin,
Führt die unbesiegten Streiter
Treu bewährter Kindessinn.

Und von starkem Arm umschlungen
Wird das theure Aelternpaar,
Fromm ein schöner Preis entrungen,
Der bedrauenden Gefahr.

Möller.

---

*) Laren waren die Hausgötter der Römer; sie standen als Bilderchen von Holz, Stein, Metall gewöhnlich auf dem Heerde in einem Schreine. Man opferte diesen Haus- und Familien-Gottheiten Ferkel, Lämmer und Kälber.

XXIV.

Das Grab der Jungfrau in der Dübner Heide.

In des weiten Waldgefildes stillem Schooß,
Von der Sonne Strahlen nicht durchdrungen,
Ruht, von Dichterlippen unbesungen,
Längst ein Sachsenmädchen unter'm zarten Moos.
Nur die Wand'rer werfen grüne Zweige
Auf das Grab, damit der Jungfrau steige,
Unvergänglich neü, ein Monument,
Das der Nachwelt ihre Tugend nennt.

Als der deütschen Fürsten Zwietracht dreißig Jahr
Die Religion mit Christenblute
Schamlos netzte, und mit frechem Muthe
Deütsche Männer mordeten der Deütschen Schaar,
Flohen Sachsen vor der Schweden Rache,
Scheidend von dem väterlichen Dache,
Zu dem Wilde in der Berge Kluft,
Zu den Würmern in der Keller Gruft.

Und auch Bertha floh, des reichen Dorfes Stolz,
Floh, und trug die kranke Erdenhülle
Ihrer Mutter, bei dem Angstgebrülle
Aufgescheuchter Thiere, in das ferne Holz,
Legte sanft der Mutter matte Glieder
Auf das weiche Moos des Waldes nieder,
Bis sie in der eingestürzten Wand
Einer Hütte ihre Zuflucht fand.

Heldenstark und engelschön ist dine That,
Bertha! — Doch des Kummers herbe Zähren
Können nicht im Unglükk Trost gewähren.
Hunger ist's, der endlich sich mit Schrekken naht:
Ach, die kranken Lebenskräfte kämpfen
In der Mutter mit des Todes Krämpfen,
Und des Durstes Flamme saugt mit Graus
Ihr die lezten Nahrungssäfte aus.

Bertha stürzet aus der Mauer Schutz hervor,
Steht und horcht, ob nachbarliche Quellen
Rieseln, ob ein naher Bach die Wellen
Ihr zur Labung schlage. Doch umsonst! Das Ohr,
Nicht entzükket von den Freudentönen,
Wird geängstet von der Mutter Stöhnen.
Bertha eilt, beklagend ihr Geschikk,
Zu der Mutter mit Verzweiflungsblikk.

Doch sie reißt sich von dem Mutterherzen los,
Bricht durch die verschlung'nen Eichenzweige
Zu dem menschenleeren, grünen Steige,
Und erreicht die Heeresstraße, breit und groß.
Betend sinkt sie auf dem Sande nieder:
„Gib, mein Schöpfer, mich der Mutter wieder!
„Gib mir einen Labequell und Brod,
„Steure du mit Allmacht uns'rer Noth!"

Ach, da staubt den Sand zu Wolken wild ein Roß!
Freier Herr der tiefverhängten Zügel,
Schnaubt es über Dämme, Steine, Hügel,
Und ein gift'ger Bube von der Schweden Troß
Sitzt auf ihm, der Menschenliebe fluchend,
Und der Sachsen blut'ge Beute suchend,
Der das Mordschschwerdt aus der Scheide zieht,
Als er Bertha'n betend liegen sieht.

„„Ha, Verruchte, bist du auch ein Sachsenhund?""
Ruft er. „„Zahle Schwedens blut'ge Zölle,
„„Stirb, und fahr' mit Sünden in die Hölle!""
Doch zum Flehen öffnet Bertha ihren Mund:
„Lagst du je an deiner Mutter Herzen,
„Schwede, ach, so fühle meine Schmerzen!
„Bei des Heilands Blute bitt ich dich,
„Einer Mutter wegen schone mich!"

Doch des Schwedenbuben rauhe Brust bedekkt
Kaltes Eisen; gleich der harten Eiche
Wankt er nicht; mit einem scharfen Streiche
Hat er Bertha'n in den Staub gestrekkt.
Und mit wildem Hohn und Spott zerstükkte
Er den Finger, den ein Brautring schmükkte,
Riß die goldne Spange von der Brust,
Und entfloh mit Kanibalenlust.

Aber wisset, daß das Rächerschwerdt nicht ruht!
Robert irrt durch Waldung, Hain und Fluren,
Suchet seiner treuen Bertha Spuren,
Hört sie bitten, eilt, und — findet sie in Blut.
Wie der hohe Ulmenstamm erzittert,
Rauschend stürzet, wenn der Sturm ihn splittert,
Sinkt er hin, und zukkt, und spät erwacht
Sein Gefühl aus der Verzweiflung Nacht;

Als noch Bertha mit gebrochner Stimme spricht:
„Robert! — eilet Robert! ach, sie ringet
Mit dem Tode, ach, — die Mutter, — bringet
Nahrung, Wasser!" — Stammelt dies, das Auge bricht.
Aber Robert ruft: „„O Gott, vernichte
Ihren Mörder! Vor dem Strafgerichte
An dem jüngsten Tage will ich stehn,
Und des Richters Fluch auf ihn erflehn!""

Und er eilt durch Sträuche, Sand und Heide fort,
Dringt durch Sümpfe, durch der Dornen Ketten,
Seiner Bertha Mutter zu erretten,
Und erspähet jetzt den tief verborgnen Ort.
Doch entflohen ist der Mutter Leben,
Und sie liegt vom Waldgewürm umgeben,
Von der Fliegen Nebelschwarm umsummt.
Robert weint, und steht verstummt.

Aber Angstgestöhn erfüllt der Trümmer Wand.
Robert flieht, und sieht von Schwedens Trosse
Einen Reiter liegen mit dem Rosse;
Bertha's Ring umglänzt des Wüthrichs rechte Hand.
Ha! so hat der Himmel dich gerochen!
Denn die Brust des Pferdes ist zerbrochen,
Und, wie der gebrochne Richterstab,
Hängt des Reiters rechter Arm herab.

Und er fleht Erbarmen, zeigt den goldnen Ring
An dem Finger, zu der Wohlthat Preise;
Wenn ihn Robert zu den Schweden weise.
Doch die Axt, die schützend von der Schulter hing,
Schwingt der Sachse, ruft: „Von diesem Arme
Hoffe nicht, daß er sich dein erbarme!
Nimm den Lohn für meiner Bertha Raub!"
Und der Reiter sinkt entseelt zum Staub.

Und ein Hügel birgt im Wald des Reiters Rest,
Daß er nicht die Wanderer erschrekke,
Liegt er unter dürrer Zweige Dekke.
Doch der Sänger Chor bereitet hier kein Nest;
Schaurig nur ertönt Gekrächz' der Krähe.
Keine Axt erklinget in der Nähe,
Und des Pferdes Kopf, mit Moos umhüllt,
Hat die Pilger oft mit Schrekk erfüllt.

Aber Bertha ruhet an der Straße Saum,
Durch die Nachwelt ist ihr Ruhm gedrungen,
Und des Dichters Mund hat sie besungen.
Heidekränze schwingt der Wand'rer auf den Baum,
Dessen Aeste sich zum Hügel neigen;
Und, bedekkt mit jungen Eichenzeigen,
Grünet froh der Jungfrau stolzes Grab,
Das oft Müden süße Träume gab.

C. Hahn.

XXV.

Harmodia und Eudora.

Harmodia, du große Menschenseele,
Mit Harfenschlag sey deine That geehrt!
Du bist's, die ich dem Lied zur Heldinn wähle;
Du und die Freundinn seyd des Päans werth.
O Königskind, von Gelon's *) Stamm entsprossen!

*) Gelo war einer der edelsten und berühmtesten Regenten zu Syrakus in Sicilien. Er starb 478 Jahre vor Christi Geburt Lange nach ihm, nämlich 225 Jahre vor Christo, war einer seiner Nachkommen, Hiero II, ebenfalls ein sehr merkwürdiger Mann, König von Syrakus. Dieser hinterließ die Regierung seinem Enkel Hieronymus. Sobald dieser den Thron bestiegen hatte, setzte er alle Rücksichten außer Augen, vergaß die guten Lehren und das treffliche Beispiel seines Großvaters, und brachte durch Stolz, Verschwendung, Härte und Grausamkeit die Syrakusaner gegen sich auf. Diese Stimmung führte zu einer Verschwörung gegen ihn, in welcher er und sein ganzer Stamm umgebracht wurde In die Periode dieses Aufstandes fällt auch der Mord seiner Tochter, der Harmodia, die von andern auf Harmonia genannt wird, und ihrer Gespielinn, die sich so heldenmüthig für sie aufopferte.

Aufruhrer, die dein ganz Geschlecht gewürgt,
Sie stürmen zahllos wie des Hagels Schlossen,
Jetzt gegen dich. Wer ist, der dich verbirgt?

Die alte Amme, Lieb' und Angst im Herzen,
Sie sinnt, bis sie der Rettung Plan ersinnt.
Mit kluger List, in der Verzweiflung Schmerzen,
Entkleidet sie dich flugs, geliebtes Kind,
Legt der Gespielinn dein Rubingeschmeide
Und deine fürstlichen Gewänder an,
Verpflichtet sie zum Schweigen mit dem Eide,
Den der Olympus selbst nicht brechen kann.

Eudora, dir mit heil'ger Treu' ergeben,
Mit dir erzogen in des Königs Brod,
Liebt heißer deines, als ihr eignes Leben,
Und widmet freudig sich für dich dem Tod.
Du widerstrebst umsonst. Das Kleid der Dirne
Wirft man im Hui um dich, Harmodia;
Dir ähnlich an Gestalt, an Mund, an Stirne,
Dein andres Ich, holdselig steht sie da.

„Unschätzbarste von meines Seyns Minuten,
„Voll süßer wonnenbringender Gefahr,
„Wo Zeus es mir vergönnt, für dich zu bluten,
„Die mehr als Fürstinn, die mir Freundinn war!"

Eudora spricht's, du hängst an ihrem Munde,
Und rufst: „Ich soll, ich will das Opfer seyn!"
Sie fühlen den Triumph der hehren Stunde;
Ihr Kuß weicht sie zum großen Tode ein.

Der Wiederschein der flammenden Paläste;
Der auf die Gruppe gelben Schimmer wirft,
Leiht die Beleuchtung zu dem Seelenfeste,
Wo Freundschaft ihre letzten Küsse schlürft.
Ganz Syrakus, von Feuersbrunst ergriffen,
Geht unter im entsetzlichen Ruin.
Mit Dolchen, so die Meuterey geschliffen,
Ziehn Teufel über Aschenhaufen hin.

Dich letzten Zweig vom Königsstamm zu knikken,
Erstürmet jetzt der Würger Troß den Saal,
Erspäht sein Opfer mit ergrimmten Blikken,
Und nach Eudoren zielet jeder Strahl
Entgeistert rufst du: „Haltet ein, verschonet!
„Seht hier Harmodia! ihr seyd getaüscht.
„Des Königs Kind bin ich, der hier gethronet,
„Ich bin es, die den Tod als Wohlthat heischt."

Ein Lispel von Eudoren hätt' entschieden,
Ein Fingerwink dich in den Tod gewinkt.
Rasch wie ein Held, im Auge Hoheitsfrieden,

Stürzt sie sich in die Dolche, blutet, sinkt;
Und du mit ihr, durchbohrt von Mörderstählen. —
Harmodien, Eudoren faßt Ein Grab.
Vereinigt schweben die erhabnen Seelen
Ins stille Land der Unterwelt hinab.

Buri.

XXVI.

Wilhelm Tell.

Vor dem Jahre 1307 bestand die Schweiz aus einer Menge weltlicher und geistlicher, zum Theil dem deütschen Kaiser erbunterthäniger, zum Theil dem deütschen Reiche anhangender *) Gebiete. Albrecht I, der damahlige deütsche Kaiser, Länder süchtig und um sich greifend, wünschte die Waldstädte mit seinen übrigen Erbbesitzungen zu vereinigen, und trug diesen gerade zu an, sich ihm als Herzog von Oesterreich zu unterwerfen und vom deütschen Reiche abzulassen. Die-

*) Nicht etwa anhängender; den anhangen ist von anhängen wie fallen von fällen unterschieden.

sen ihnen unwillkommenen Antrag lehnten sie aber auch eben so gerade zu ab. Dieß erbitterte den Kaiser gegen sie und er ließ es geschehen, daß die von ihm eingesetzten Vögte die armen Leute auf das grausamste drükkten und mißhandelten. Einer dieser Vögte, Namens Geßler oder Geißler, trieb seine Mißhandlungen und seine grausame Verspottung aller Menschenrechte so weit, daß er den Befehl gab: die Schweitzer sollten bey Todesstrafe ihr Haupt vor einem aufgestekkten Hute — dem Zeichen des Oesterreichischen Hauses — ihr Haupt entblößen. Wilhelm Tell, ein Landmann zu Bürglen, ein treflicher Bogenschütze, ein muthiger Mann und ein Feind aller Tyranney, und eben deßwegen von Geißlern gehaßt, ging vor dem Hute vorüber, ohne ihm die befohlene Ehrerbietung zu beweisen. Dieß verdroß Geißlern, weßwegen er dem eingefangenen Tell folgende Strafe dictirte: Er (Tell) sollte (mit der Armbrust) seinem Sohne einen Apfel vom Kopfe schießen. Träfe er den Apfel, so sollte er frey seyn, träfe er ihn nicht, so müsse er sterben. Tell traf den Apfel glükklich. Dieß war aber Geißlern gar nicht recht, weil er gern eine Ursache gehabt hätte, den muthigen Tell aus der Welt zu schaffen. Er sah ihn deßhalb scharf an und bemerkte bey dieser Gelegenheit, daß Tell noch einen Pfeil bey sich hatte. Da er in diesen drang, ihm zu sagen, was er mit diesem

Pfeile haben machen wollen; so gestand er offenherzig, daß er ihn (Geßlern) damit getödtet haben würde, wenn er (Tell) so unglükklich gewesen wäre, seinen Sohn zu treffen. Darüber wurde Geißler noch mehr entrüstet und er ließ den Tell wieder binden, ihn in einen Kahn setzen, und über den Waldstädter See schiffen, um ihn in das Schloß Küßnacht, wo er als Gefangener bleiben sollte, zu bringen. Er (Geißler) selbst begab sich auch mit in diesen Kahn Unterwegs überfiel sie ein so heftiger Sturm, daß die Schiffer sagten, sie würden alle untergehen, wenn Tell, der ein vortrefflicher Schiffer war, nicht von seinen Banden befreyt und an das Steuerruder gestellt würde. Die Noth, in welcher Geißler jetzt mit dem übrigen Schiffsvolke war, machte, daß er in den Vorschlag der Schiffer einwilligte. Tell wurde losgebunden und das Schiffchen ihm zum Lenken übergeben. Er lenkte es an eine Stelle, wo er leicht ans Ufer springen konnte. Als er da war, sprang er wirklich hinaus, stieß das Schiffchen mit dem einen Fuße zurükk und floh in ein dikkes Waldgebüsch. Hier lauerte er dem Landvogt, von dem er wußte, daß er bald da vorbey kommen würde, auf, und erschoß ihn.

Sein Tod wurde das Zeichen zum allgemeinen Aufstande und zum hartnäkkigsten Kriege zwischen allen

Schweitzern und Oesterreich, der erst 1499 gänzlich beendigt wurde. So erzählt die Sage, die sich durch Kapellen, durch Bezeichnung des Felsenriffs, wo Tell ans Land gesprungen, eine Menge Gemählde und vieles Andere bewährt; obgleich ihre Wahrheit von vielen bezweifelt wird.

So viel zum Verständniß des nun folgenden Gedichtes.

Wilhelm Tell.

„Nein! vor dem aufgestekkten Hut,
Du Mörderangesicht!
Bükkt sich kein Mann voll Heldenmuth,
Bükkt, Wilhelm Tell sich nicht!“
„Knirsch immer, du Tyrannenzahn!
Wer frey ist, bleibet frey;
Und, wenn er sonst nichts haben kann,
Hat er doch Muth und Treu.“
Der Landvogt, voll von Rache, schnaubt,
Und ruft: „Tell! schießt dort hin,
Dem Sohn den Apfel weg vom Haupt,
Sonst würg ich dich und ihn.“
Tell hört's, und flehte den Tyrann“
„Hier bin ich, tödе mich!“

Umsonst! — Er sah den Knaben an,
Und weinte bitterlich.
Drükkt an die Brust ihn; (welch ein Schmerz!)
Und lispelt ihm: steh still,
Und weise, wie dein Vater, Herz;
Ich treff nicht dich; steh still!
Und führt ihn sanft an einen Baum,
Legt ihm den Apfel auf,
Und eilt den angewiesnen Raum
Zurükk im bangen Lauf.
Nimmt eilends Pfeil und Bogen, — spannt,
Blikkt scharf; (fest steht der Knab' —)
Er drükkt mit kaum bewegter Hand —
Es knallt! — der Apfel ab! —
Voll jugendlicher Munterkeit
Jauchzt ihn der Sohn, in Eil
Bringt er dem Vater -- welche Freud! —
Am Apfel seinen Pfeil.
So schlug ihm nie sein Vaterherz;
So prieß er niemahls Gott;
So quoll ihm Freude nie aus Schmerz,
Und Ehre nie aus Spott.
Doch ach! kaum konnt' er der Gefahr
So heldenhaft entgehn;
Der Vogt, noch eines Pfeils gewahr,
Fragt drohend ihn: „Für wen?“

Tell lächelt; „das ist Schützenart."
Doch Geßler merkte Scherz;
Rief laut: „für wen?" — „Er war gespart,"
Rief Tell ihm, „für dein Herz!"
Der Vogt, von neüer Wuth entflammt,
Schnürt schnell ihm Händ. und Füß',
Und schaümt, und stampfet und verdammt
Den Tell zur Finsterniß;
Und wirft ihn höhnisch in den Kahn:
„Dem Schloße Küßnach zu!"
Setzt zu ihm ein, und lacht ihn an:
„Jetzt, Wilhelm, hast du Ruh!"
Gebunden bleibt der Held noch Held,
In Ketten Tell noch Tell;
Und Gott, dem Unschuld stets gefällt,
Sieht ihn und hilft ihm schnell.
Er winkt dem Sturm; der Sturm braust her;
Die Schiffer stehn erblaßt
Und rufen: „keine Rettung mehr,
Wo Tell das Steü'r nicht faßt!"
Des Helden freygebundner Arm
Arbeitet fort zum Stand.
Tell springt, und stößt, von Freyheit warm,
Das Schiff zurükk vom Land.
Die Wogen sausen fürchterlich
In des Tyrannen Ohr.

Tell sieht zu Gott auf, stärket sich,
Und läuft dem Vogte vor,
Der nach ihm kämmt, im Auge Zorn,
Verwirung im Gehirn;
Stolz trabt er hinter einem Dorn,
Wuth runzelt seine Stirn.
Tell sieht ihn; still und ungesehn,
Den Bogen in der Hand,
Hört er des Vaterlandes Flehn,
Denkt seinen Sohn, und spannt,
Und zielt', und drükkte tapfer los
Den Pfeil in Geßlers Brust;
Sah Mörderblut, das niederfloß,
Mit Patriotenlust.
Wie er erblaßt vom Pferde sank,
Dann hülflos lag, und todt —
Tell sieht zu Gott auf, voll von Dank,
Und frey von aller Noth!
Die Freyheit seines Vaterlands
Steht auf bey diesem Fall:
Bald, bald verbreitet sich ihr Glanz,
Und strahlet überall.

Lavater.

XXVII.

Fenelon *).

Der Verlaumdung und des Neides Opfer
Lebte Mentor **) Fenelon im Bann.
Sultan Ludwig und sein Mufti ***) stießen,

---

*) Fenelon war der Erzieher der Enkel Ludwigs XIV, Königs von Frankreich und wurde nachher Erzbischoff von Cambrai. Den Ränken seiner neidischen Feinde gelang es, ihn um die Gnade des Königs Ludwig zu bringen, so daß dieser ihn aus Paris verbannte und in seinen Kirchensprengel (seine Diöcese) verwieß, wo er als ein ächter christlicher Lehrer lebte und 1715 starb.

**) Mentor vertrat bey Telemach, des Ulysses Sohne, die Stelle eines Hofmeisters und führte ihn zur Weisheit und Tugend an; daher nennt man bey uns jeden Hofmeister einen Mentor.

***) Mufti heißt bey den Türken das Oberhaupt der Geistlichen und der Ausleger der Gesetze. Hier versteht der Dichter unter diesem Ausdrukke den Bischoff Bossuet, der Staatsrath des Königs Ludwig XIV war und zur Verbannung Fenelons viel beygetragen hatte, weil dieser (Fenelon) in gewissen Religionspuncten nicht mit ihm (Bossuet) übereinstimmte.

Das Verbrecheu seines Ruhms zu büssen,
Aus der Königsburg †) den Gottesmann.

Freudig war der Hirt bey seiner Heerde,
Und mit ihm der Segen eingekehrt.
Menschen zu beglükken, war das Streben
Seines großen Herzens, und sein Leben
Eine Predigt, die durch Thaten lehrt.

Oft ging er, auf einen Stab gestützet,
Abends aus der Stadt mit sich allein,
Geist und Herz an der Natur zu weiden,
Oder in dem Drange seiner Leiden
Des verwaisten Landvolks Trost zu seyn.

Einst entführten heil'ge Phantasieen
Bis in ein entlegnes Dörfchen ihn;
Da vernahm er aus der ersten Hütte
Laute Klagen, und mit raschem Schritte
Eilt er an den Ort des Jammers hin.

„Kinder, warum weint ihr?" sprach der Gute
Mit dem Gruß der Liebe. — „Gott! es ist . . .

---

†) Die Stadt Paris.

Unser Vater," las er in den Blikken
Des erstaunten Paars, das voll Entzükken
Seine dargereichte Rechte küßt.

„Warum weint ihr?" wiederhohlt der Gute;
„Kann ich helfen?" „Bester Herr, ach nein!
Unsre Kuh, die Ursach unsrer Klage,"
Sprach das Weib. „sie fehlt uns schon zwey Tage,
Muß vom Wolf gefressen seyn."

„Ach, es war die schönste Kuh im Dorfe,
Glänzend schwarz, mit einem weißen Fuß,"
Sagte Niklas; „zahm, gleich einem Lamme,
Unser Reichthum, unser aller Amme;
Täglich gab sie Milch in Ueberfluß."

„Ey, ihr könnet ihres Gleichen finden,"
Sprach der Bischoff. „Niemahls!" unterbrach
Gertrud ihn: „die zog ich groß, sie kannte
Und verstand uns; wie ein Hündchen rannte
Sie uns oft bis in die Stube nach."

„Franz, mein Bruder," sprach ein kleines Mädchen,
Das jezt näher trat: „ritt oft auf ihr.
Bester Herr! o laßt sie, noch am Leben,

Durch den lieben Gott uns wieder geben;
Eüch versagt er nichts, das wissen wir."

Lächelnd sprach der Greis: „Hört auf zu weinen!
Es ist spät; lebt wohl! auf Wiedersehn!"
Er entwich. Auf seinem halben Wege
Sah er in dem dämm'rigen Gehäge
Etwas Lebendes vorüber gehn

„Wärs doch Schwärzchen!" denkt er und der
Graben,
Der vom Thier ihn trennet, wird zum Steg.
Schwärzchen wars; erkannt beym ersten Blikke
An dem weißen Fuß, führt er's am Strikke,
Der am Hals ihm hing, mit sich hinweg.

Eine Stunde Wegs, um Trost zu bringen,
Ist für ihn ein Schritt. Schon klopft er an
„Oeffnet, Freünde! Schwärzchen ist gefunden."
„Gott! — Der Herr ist's," lallten sie und stunden
Händefaltend vor dem Gottesmann.

„Mutter!" rief das Mädchen auf den Knien,
„In des lieben Herrn Gestalt erscheint
Uns ein Engel." Alle fallen nieder.

„Traümt ihr? ich bin einer eürer Brüder,“ —
Sprach der Bischoff — „eüer alter Freünd.“

Fromme Thränen füllen Aller Augen,
Dank und Jubel strömt aus jedem Mund.
Schwärzchen wurde wakker ausgescholten,
Und geküßt, und Claus und Gertrud wollten
Schwören, daß es jedes Wort verstund.

„Ich muß fort; man wird mich ängstlich suchen,“
Sprach der Gute. „Was?“ versetzte Claus:
„Ganz allein? Daß laß ich nicht geschehen;
Ich, wir Alle wollen mit Eüch gehen,“
Sprachs und stürzte wie ein Pfeil hinaus.

Bald läßt er, vom halben Dorf begleitet,
Sich mit einer Bahre wiedersehn,
Man bedekket sie mit zarten Zweigen
Und beschwört den Greis, sie zu besteigen,
Und der Greis erhört das fromme Flehn.

Nun beginnt beym Schein der Kernholzfakkeln,
Der Triumphzug, und der Gute wird
Feyerlich bis in die Stadt getragen.
Warst du wohl auf deinem Siegeswagen,
Ludwig, je so groß, wie dieser Hirt?

XXVIII.

Paul Gerhard *).

Zu Brandenburg einst waltet
Der Kurfürst weit und breit;
Doch neüe Lehre spaltet
Des Glaubens Einigkeit.

---

*) Paul Gerhard ist berühmt durch die vortrefli- chen geistlichen Lieder, die er dichtete. Er war Diaconus an der Nicolai-Kirche zu Berlin. Da er sich aber bey einer in Brandenburg damahls ausgebrochenen Streitigkeit zwischen den Reformirten und Lutheranern so unwandelbar in Gesinnung und Meinung bewieß; so wurde er auf Befehl Friedrich Wilhelms, des großen Curfürsten, der reformirten Religion zugethan war, seines Amtes entsetzt. Dieß geschah im Jahre 1666. Ohne Amt und Vermögen mußte er nun mit seiner Frau und seinen Kindern den Wanderstab ergreifen und Brandenburg verlassen. Auf dieser Wanderschaft dichtete er in dem Garten des Hauses, wo er einst zu übernachten eingekehrt war, das schöne Lied: Befiehl du deine Wege. Sein, in diesem Liede geaüßertes Vertrauen auf Gott, taüschte ihn nicht; denn kaum war das Lied vollendet, so kam

Es steüern wohl Gesetze
Verbotenem Geschwätze,
Wie das Edikt es nennt;
Doch wird es ihm gelingen,
Den freyen Geist zu zwingen
Des Sängers, der die Furcht nicht kennt?

Er stand an heil'ger Stätte,
Der Kirche heller Stern,
Durch Lehren und Gebete
Verkündigend den Herrn:
„Und laß dir nimmer grauen,
Mußt droben dem vertrauen,
Deß Name Zebaoth;
Und ob des Himmels Schranken,
Und alle Vesten wanken,
Ein' feste Burg ist unser Gott!"

Der Kurfürst aber sandte,
Da kam der fromme Mann;

---

ein Bote vom Herzog Christian von Merseburg, der ihn zu sich einladen ließ, und ihm eine Zeit lang einen Gnadengehalt gab. Im Jahr 1669 machte er ihn zum Diakonus in Lüben in der Niederlausitz, und bald darauf zum Ober-Pastor. Als solcher starb er im Jahr 1676.

Des Fürsten Auge brannte,
Und zürnend hub er an:
„Wer nur den eignen Grillen,
Nicht des Gesetzes Willen
Zu folgen, weise fand,
Der hat — es sey gesprochen!
Hat Ehr' und Amt verbrochen,
Und meidet fortan Stadt und Land.“

Der Kreis versetzt bescheiden:
„Mir ziemt's, das strenge Recht,
Gebieter zu erleiden,
Mir, dem geringen Knecht.
Wie mag ich anders lehren,
Das Reich des Herrn zu mehren,
Als wie geschrieben steht?
Es bleibt gerecht sein Wille,
Ich will ihm halten stille —
Und drauf verneigt er sich und geht.

Und wehrt daheim dem Jammer,
Und alles legt er ab,
Und nimmt aus seiner Kammer
Die Bibel und den Stab.
Die Mutter, blaß vor Harme,
Das jüngste Kind im Arme,
Das zweyte bey der Hand. —

So tritt er an die Schwelle,
Und blikkt hinauf ins Helle,
Und meidet fröhlich Stadt und Land.

Wer geht im fernen Thale
Den müden Pilgergang
Im heißen Sonnenstrahle
Die flache Haid' entlang? —
Sie wallen froh im Glauben,
Als blühten ihnen Lauben
Der fremden Erde zu;
Und als der Tag verflossen,
So beút, in Wald verschlossen,
Ein gastlich Dach dem Haúflein Ruh.

O schau den süßen Schlummer
Der Kleinen auf der Bank!
Ins Mutterherz der Kummer,
So viel es kämpfte, sank:
„Wer wird sich doch der Armen
Im fremden Land erbarmen
Und ihr Vorbitter seyn?
Wer wird das Herz erweichen?
Die harten Menschen reichen
Den Hungrigen für Brod den Stein."

Der fromme Dichter lächelt:
„Sie stehn in Gottes Huth!“
Des Glaubens Palme fächelt
Ihm Freudigkeit und Muth;
Und wo sich solche Blüthe
Entfaltet im Gemüthe,
Ist nimmer fern das Glükk.
Er geht hinaus in Eile,
Und bringt nach kleiner Weile
Des Trostes goldnes Lied zurükk.

„Befiehl du deine Wege,
„Und was das Herze kränkt,
„Der allertreusten Pflege
„Deß, der den Himmel lenkt.“
Da daucht es ihren Sinnen,
Als ob die Furcht von hinnen,
Und alle Sorge flöh;
Denn, kaum das Lied vernommen
Ist über sie gekommen
Der Friede Gottes aus der Höh.

Sie schwören still, und schauen
Hinaus in Wald und Nacht,
Und über dunkeln Auen
Der Sterne goldne Pracht;

Sie schwören, ob die Wellen
Bis an die Seele schwellen,
Zu trauen für und für;
Und als der Schwur vollzogen,
Und himmelan geflogen,
Da steht die Hülfe vor der Thür.

Denn draußen scharrt im Sande
Bereits des Rosses Fuß;
Es bringt aus Sachsen-Lande
Der Bote diesen Gruß:
„Dem Sänger Heil und Frieden!
Ich bin hieher geschieden
Durch Kurfürst Friederich *);
Er will den Dulder ehren,
Der, treu im Thun und Lehren,
Von Gottes Wegen nimmer wich.“

„Er hat dich auserkohren
Zu weiden eine Heerd'
Und was du dort verloren,
Sey dreyfach dir gewährt.

---

*) In Chur-Sachsen regierte damahls kein Friederich; sondern Johann Georg II (von 1656—1680).

Wohlauf! es graut der Morgen,
Da hinten laß die Sorgen,
Und reiche mir die Hand!
Es winken uns die Grenzen,
Eh wieder Sterne glänzen,
Umfängt dich Freünd und Vaterland.

Schmidt v. Lübekk.

XXIX.

Die Neüjahrsnacht.

Um des traulichen Kamines
Wohlgeschürte Flammengluth
Saß mit fünf geliebten Kindern
Fischer Ellrich, fromm und gut,
Unter fröhlichem Geschwätze
Saßen sie und flochten Netze,
Daß zur Frühlingsfischerey
Alles in Bereitschaft sey.

Des Dezembers letzter Abend
War im Flug herangenaht.

Unter Schnee und Eis begraben
  Lagen draußen Steg und Pfad.
Spließendach und Fensterpfoste
Knitterten im Winterfroste
  Und vom nahen Fichtenwald
  Blies der Nordwind, stürmisch kalt.

„Kinder, welch ein Schrekkenswetter!"
  Rief besorgt der Vater aus;
„Wohl so mancher arme Wandrer
  Schweift jetzt fern von Hof und Haus!
Wünscht umsonst, mit Schmerzgeberde,
Auszuruhn am warmen Heerde;
  Ach, wie gerne gönnten wir
  Ihm das beste Plätzchen hier!"

„Aber horcht! habt ihr's vernommen?
  Klang es nicht wie Klageton?
Still doch nur! jetzt rief es wieder! —
  Jetzt zum dritten Mahle schon!
Richtig! von dem Erlenteiche
Kommt es her! flink, Rudolph, reiche
  Die Laterne von der Wand!
  Flink den Lichtstumpf angebrannt!" —

Grauen überfiel den Fischer
  Als er vor die Thüre kam,

Und durch Sturm und Schneegestöber
Das Geächz' auf's neu vernahm.
Durch verschneite Wiesensteige
Nach des Teiches Erlgezweige
Brach er mühsam sich die Bahn,
Um zum Rettungsdienst zu nahn.

Mit Gefahr des eignen Lebens
Glükkt' ihm endlich das Bemühn,
Einem Mann in braunem Mantel
Unter'm Eis hervorzuziehn.
Nach der wirthlichstillen Hütte
Lenkt' er des Erstarrten Schritte,
Wo ihm die willkomm'ne Gluth
Neu belebte Kraft und Muth.

Und was Küch' und Keller hegten:
Brod und Milch und Fisch und Ey,
Brachte, seinen Gast zu pflegen,
Vater Ellrich jetzt herbey.
An der Sorge Theil zu haben,
Eiferten mit Lust die Knaben,
Und zur Dienstgeschäftigkeit
Sah zwölf Hände man bereit!

Aber mit verschoßnen Mienen
Saß der Fremdling am Kamin,

Der, verschmähend Trank und Speise,
Sich nach Ruh' zu sehnen schien.
Alsobald, mit rüst'ger Schnelle,
Schuf man ihm die Lagerstelle;
Und mit still zufriednem Sinn
Strekkt' er sich zum Schlummer hin.

Währen sich, ihm hart zur Seite,
Vater Ellrich niederließ,
Lagerten sich auch die Knaben,
Und entschliefen sanft und süß.
Unter'm Fluge der Minuten
Lösten des Kamines Gluthen
Sich in Asche nach und nach;
Stille ward es im Gemach. —

Doch als von der Wanduhr eben
Mitternacht verkündet war,
Rief es plötzlich durch die Stille:
„Heil und Glükk zum neüen Jahr!"
Rasch ermuntert blikkt' und schaute
Ellrich um sich her, und traute
Staunend seinen Augen kaum
Bey dem Glanz im Hüttenraum.

Harfentöne hört' er klingen,
Und von Blüthenduft umwallt,

Stand der Fremdling ihm zur Seite
In verklärter Lichtgestalt.
Einen Kranz von Maienglokken
Trug er in den blonden Lokken,
Und von güldnem Gurt umspannt
War sein himmelblau Gewand.

Und mit sanften Engelsworten
Rief er dem Erstaunten zu:
„Friede dir! — ich bin und heiße
Nicht ein Sterblicher, wie du!
Deinen frommen Sinn zu lohnen
Schwebt' ich aus beglükktern Zonen,
Thatenprüfend, erdenwärts;
Sage, was begehrt dein Herz?“ —

„„Himmelsbote!““ rief der Fischer;
„„Friedensengel, Sohn des Lichts!
Ich verehre dich im Staube;
Doch für mich begehr' ich nichts.
Willst du, hold der frommen Bitte,
Segnend scheiden aus der Hütte:
Ach, so wende, statt zu mir,
Dich zu diesen fünfen hier!““ —

„Wohl, so soll aus diesen Häuptern
Dir das schönste Glükk erblühn,

Welches je die Himmelsmächte
Einen Sterblichen verliehn!
Dieser Erde höchster Segen
Strahl' im Bild dir jetzt entgegen!" —
Sprach's und reicht' ihm, silberklar,
Einen Wunderspiegel dar.

„ „Ach! das sind sie alle fünfe!" "
Jauchzte Vater Ellrich auf;
„ „Alle fünfe! keiner fehlet!
Alle wuchsen fröhlich auf!
„ „Leicht erkenn' ich alle wieder!
Wie so schlank sind ihre Glieder,
Wie so blühend ihr Gesicht! —
Aber — Fischer sind es nicht!" "

„ „Denn mit schön genähten Kleidern
Sind sie stattlich angethan;
Auch der Glanz des Hausgeräthes
Kündigt keine Fischer an! —
Aber was muß ich erblikken!
Will ein Blendwerk mich berükken
Ist es Streit und Hader nicht,
Der aus ihren Mienen spricht?" " —

„Wahrheit ist es," rief der Fremde;
„Die im Zukunftsspiegel ruht;

Jeder sitzt auf freyem Erbe,
 Reichbegabt an Ehr' und Gut.
Auch in Streit sind sie befangen;
Doch dein Herz darf nicht erbangen,
 Frömm'rer Zwist erhob sich nie:
 Um den Vater streiten sie!"

„Ihn, der früh den Keim der Tugend
 In ihr junges Herz gelegt,
Den Begründer all' des Glükkes,
 Das zum Dank sie froh bewegt;
Ihn, den Greis, will keiner missen,
Jeder, statt ihn fern zu wissen,
 Will auf eignem Grundesrain
 Seines Alters Pfleger seyn!" —

Da verhüllte Vater Ellrich
 Sein Gesicht in's Bettgewand,
Die Entzükkung auszuweinen,
 Die sein volles Herz empfand!
Aufwärts lenkt' er dann auf's neue
Seinen Blikk in frommer Scheue;
 Doch es herrschte, stumm und leer,
 Tiefe Nacht jetzt um ihn her.

Die Erscheinung war verschwunden,
 Das Vertrauen blieb ihm nah;

Und auf seiner Lagerstätte
Saß er eifrig betend da:
Bis die Schatten sich verloren,
Und von oben neugeboren,
In das dürftige Gemach
Das ersehnte Frühroth brach.

Stimmend in den Gruß des Engels:
„Heil und Glükk zum neuen Jahr!"
Fiel sein Schimmer auf der Knaben
Schlummernd Antlitz, rosig klar.
In der Traumlust süßem Leben
Schien sich ihre Brust zu heben,
Und auf seinem Hoffnungsglükk
Weilte still des Fischers Blikk

Und noch oft im Lauf des Tages,
Ueberwältigt vom Gefühl,
Weint' er stille vor sich nieder
Bey der Knaben frohem Spiel!
Denn begabt mit Ehr' und Gute,
Wie ihr Bild im Spiegel ruhte,
Stellen sie sich wunderbar
Seinen Blikken wieder dar. —

Aber was der Wunderspiegel
Ihm prophetisch offenbart

Blieb mit unverletzter Treüe
Tief in seiner Brust bewahrt;
Bis die segensreiche Kunde,
Die er aus des Engels Munde
In geweihter Nacht empfing,
Fröhlich in Erfüllung ging.

K. G. Prätzel.

XXX.

Der Triumph der Religion.

„Horch, mein Gemahl, der Siegstrompeten Ton!
O daß des Mörders Anjou einz'gen Sohn
Gewognes Glükk in unsre Hände spiele,
Daß sich in dem verbrecherischen Blut
Gerechter Rache Flamme kühl!“
So rief Konstanzia. Und siehe! durch die Flut
Eilt, roth beflaggt, das Schiff des Admirals zum Strand,
Das Seevolk jauchzt, und Roger*) tritt an's Land.

---

*) Name des Admirals.

Ihm nach schwimmt durch die blauen Wogen,
Am Schlepptau langsam fortgezogen,
Der Feindes Flotte Ueberrest,
Bewillkommt von Messina's Jubelfest.
„Sieg, Sieg!" erschalt's von tausend Lippen;
„Sieg!" wiederholen des Gestades Klippen:
„Es lebe Aragonien!
„Don Piedro*), König von Sicilien!
„Durch Sieg befestigt ist auf seinem Haupt die Krone!"
Der König und die Königinn
Sehn vom erhabenen Balkone
Die Jauchzenden vorüberziehn.
Dann lassen sie sich nieder auf dem Throne,
Und in den Saal tritt Roger ein,
Das Königspaar noch höher zu erfreün:
„Heil (ruft er) meinem Könige und Herrn!
Aufs Haupt geschlagen ist, der Eüch bekriegte;
Gefangen bring' ich Eüch, Karl, Prinzen von Salern."**)
„Gott Preis, daß die gerechte Sache siegte!

---

*) Piedro, so viel als Peter.

**) Salerno, eine ansehnliche Stadt im Königreich Neapel. Prinz von Salern war der Titel des Sohnes Karls von Anjou.

Sprach König Piedro von dem Thron:
Held! deine That beschämet jeden Lohn;
Zum Dank jedoch verleih' ich Roger dir
Im Königreich den ersten Platz nach mir.
Dich aber Königinn, belehn' ich mit dem Recht,
Der Hohenstaufen Schmach zu rächen,
Und über diesen Zweig vom feindlichen Geschlecht
Das richterliche Urtheil auszusprechen."
„Triumph! der Rache Tag (rief sie) er ist erschienen,
Mein Wunsch erfüllt, den Geist des Konradin zu
sühnen!
Der Reichsrath soll, befehle ich,
Zur Stunde hier versammeln sich!" —
Und der Versammelte beschließt: der Jüngling sterbe,
Damit die Stelle, wo dem Henkerbeil
Fürst Konradin erlag, Karls einz'ger Erbe
Mit dem verhaßten Blute färbe!"
Man schlägt die Bühne auf, von Konrads Blut be-
spritzt.
Drei Räthe nahn dem Kerkerthurm im Eil',
Wo Karl in ruh'ger Stellung sitzt,
Die Stirne sinnig auf den Arm gestützt.
Er schaut sie an mit Würd' und unerschrokknem Blikke,
Sie richten ihre Botschaft aus.
„Sagt (spricht er) eürer Königinn zurükke
Den Todesspruch empfang ich ohne Graus,

Weil eine Wohlthat sie — woran ihr Herz vielleicht
Nicht dachte — mir dabei erzeigt,
O eine Wohlthat, die unschätzbar ist.
Ihr staunt? Venehmt, ich bin ein Christ,
Bekenne Christum als den gottgesandten
Erlöser aus der Sünde Banden,
Nun heût ist — Freitag. An dem Tag
Da der Unschuldige, des Todes Ueberwinder,
Herab von martervollen Kreûze sprach:
„Es ist vollbracht! kann muthiger der Sünder
Den Tod mit Gottergebung leiden,
Und freûdig in das Land des Friedens scheiden."
Die Räthe eilen staunend fort,
Und überbringen Wort für Wort
Der Königinn die aufgetragne Kunde.
Sie steht betroffen und erschüttert,
Und aus erblaßter Lippe zittert
Das Wort hervor: „In einer Stunde
Kommt wieder! jezt verlasset mich!"
In ihr Klosett *) verschliest sie sich.
„Was war's?" rief die Bestürzte: „Warum bebte
Das Herz in dir, Konstanzia?
Dies Herz, das Jahre lang nach blut'ger Rache strebte,

---

*) Geheimzimmer.

Begreifet nicht, wie ihm geschah.
Dein Bildniß, Konradin, es stärke
Die Wankende zum rächerischen Werke!
Du lächelst gütig? Wie? hat Konradin
In jener Welt die Graüelthat verziehn?
Unmöglich! dein unschuldig strömend Blut
Schreit laut um Rache! — Wüthende, halt ein!
Ist Rachedurst nicht Erdenwuth?
Im Jimmel wird man jede Schuld verzeihn.
Unschuldig litt der Heiland und verzieh,
Er lebt' und starb, mit Gott uns zu versöhnen.
Mir winkt sein Kreüzesbild — ich werfe mich auf's Knie
Und meinem Aug entstürzen Thränen.
Gebot Er nicht: „ihr sollt die Feinde lieben,
Selbst an Verfolgern Wohlthat üben?"
Vergaß ich dessen ganz, ich trotz'ge Sünderinn?
Riß wilde Rachgier mich zum Blutdurst hin?
Darf ich, wenn Grimm und Haß in meinen Busen brennen
Mich eine wahre Christinn nennen!
Bei Jesu sieben Wunden, nein,
Ein Christ darf kein Verfolger seyn!
Die Stunde schlägt, die Räthe kommen.
„Bringt meinen Gruß, dem Prinzen von Salern,
Und sagt ihm: Weil am Tag, da Christus starb,
Der für die Feinde bat und ihnen Heil erwarb,

Er so gefaßt den Todesspruch vernommen,
Sey ich denselben zu vollziehen fern.
Verhüte ewig Gottes Gnade,
Daß eines Menschen Tod auf meine Seel' ich lade!
Blut' immerhin die Wund in meinem Herzen,
Die es zu schwach ist jemals zu verschmerzen:
Doch nie mehr sey durch Rachsucht es entweiht!
Fügt dieses noch hinzu: Konstanzia verzeiht
Als Christinn jedem Feind von Herzensgrund.
Sodann macht, zu der Wahrheit sichrem Pfande,
Dem Prinzen die Befreiung kund,
Und löst zu Gottes Ehre seine Bande!"

von Burl.

Anmerkung.

Zum Verständniß des vorhergehenden Gedichtes müssen folgende historische Angaben berükksichtigt werden.

Der deütsche Kaiser Heinrich IV lieferte im Jahr 1080 seinen Gegenkönig Rudolph von Schwaben bei Merseburg ein Treffen. In diesem zeichnete sich ein Ritter, Friedrich von Staufen, Herr zu Hohenstaufen (einem im Bauernkriege 1525 zerstörten Schlosse bei Göppingen im Würtenbergischen) so mannhaft aus, daß ihm der Kaiser das Herzogthum

Schwaben verlieh, und ihm, dem neüen Herzoge, seine Tochter Agnes zur Gemahlinn gab. Diese neü-gestiftete Regentenfamilie nahm nach und nach an Ansehen und Glanz immer mehr zu und über hundert Jahre lang (von 1137 — 1254) wurden die deütschen Kaiser aus ihr gewählt. Einer aus dieser Familie (Kaiser Friedrich I.) brachte das Königreich beider Sicilien durch die Vermählung einer seiner Söhne an sein Haus. Allein durch den Haß und die Macht der damahligen Päpste wurde dieses Königreich dem Hohenstaufischen Hause in der Folge wieder entrissen und Karln von Anjou, einem Bruder Karls, Königs von Frankreich, gegeben. Ein Prinz aus dem Hohenstaufischen Hause, Conradin, der letzte männliche Sprößling desselben, wollte aber dieses sein rechtmäßiges väterliches Erbe nicht missen, und zog deßwegen auf Zureden seiner Freünde aus, um es von dem Usurpator Karl wieder zu erobern. Er war aber unglükklich, wurde gefangen und auf Karls Befehl auf dem Markte zu Neapel als ein 17 jähriger Jüngling im Jahr 1260 öffentlich enthauptet.

Indessen herrschte der übermüthige Karl mit Härte und Grausamkeit. Durch diesen Drukk empört, griffen die Einwohner zu Palermo, der Hauptstadt Siciliens, einst (am 30. März 1282 am Ostermontage

in der Stunde der Vesper) zu den Waffen, fielen über die Franzosen her und metzelten sie alle nieder. Diese Begebenheit heißt in der Geschichte die Sicilianische Vesper. Bald darauf machten es die übrigen Städte den Palermitanern nach. Als Karl von Anjou, der zu Neapel hauste, dies erfuhr, setzte er sein ganzes Heer gegen Sicilien in Bewegung. Er kam vor Messina an, wo er aber den tapfersten Widerstand — denn selbst Weiber und Kinder stürzten sich dem Feinde entgegen — fand.

Mittlerweile kam Peter III., König von Arragonien, dessen Gemahlinn Constanzia, der letzte weibliche Sprößling aus dem Hohenstaufischen Hause war, mit 10,000 Fußknechten und 800 Gewappneten, von dem Volke herbeigerufen, auf Sicilien an. Er zog sogleich in Palermo ein, wo er von dem entzückten Volke zum Könige ausgerufen wurde. Die Streitigkeiten zwischen ihm und seinen Gegner, Karl von Anjou, dauerten noch eine Zeit lang fort, und während dieser geschah es, daß Karls Sohn, Karolus Claudus (Karl der Lahme oder Hinkende) von Peters Admiral gefangen, auf Constanziens Bitte aber wieder frei gegeben ward. Indessen das Königreich beider Sicilien blieb fürs Haus Anjou verloren.

XXXI.

Der König Ankäos.

Der König von Samos *), Ankäos genannt,
Zog Gräben die Hügel hinan,
Und pflanzte die Reben mit emsiger Hand.
Ein Sclave trat sinnig ihn an:
„Laß ruhen, Ankäos, die emsige Hand,
Und raste im kühligen Saal;
Nie füllet der Saft, diesen Reben entwand,
Dir, König, den goldnen Pokal."
Deß lachte der König mit heiterem Sinn,
Er raunte dem Alten ins Ohr:
„Und gäbe der Herbst noch so kargen Gewinn,

*) Samos ist eine zur assiatischen Türkey gehörige Insel an den Küsten von Natolien. Sie war in alten Zeiten so wohl durch ihre Fruchtbarkeit, als durch den einträglichen Handel, den ihre Bewohner trieben, sehr berühmt. Ihre Hauptstadt hieß auch Samos. Heût zu Tage heißt diese Insel Sussum-Athassi.

Du füllst mir den Becher, o Thor!“
„Traue nicht dem falschen Glükke,
Nicht der Hoffnung eitlem Spiel;
Und errangst du schon das Ziel;
Fürchte noch des Schikksals Tükke!
Zwischen Reben-Stokk und Most
Schwebend drohend Sturm und Frost.“
Bald schoßen die Reben gar freündlich empor,
Bald grünte und blühte der Wein,
Bald drängten sich schwellende Beeren hervor,
Geröthet vom sonnigen Schein.
Und als nun der König beym fröhlichen Fest
Der Lese den Alten ersah,
Da rief er: Schon werden die Trauben gepreßt,
Ist Becher und Mundschenk auch da?
Doch finsteren Auges erwiedert der Greis:
Wohl schaümt in der Presse der Most;
Doch hast du der emsigen Mühe zum Preis
Noch keinen der Tropfen gekost't.
„Traue nicht dem falscher Glükke,
Nicht der Hoffnung eitlem Spiel!
Und errangst du schon das Ziel;
Fürchte noch des Schikksals Tükke!
Zwischen Kelch und Kelterbaum
Dehnet sich ein weiter Raum.“
Und als nun der Sclave beym schimmernden Mahl,

In finsteres Schweigen gehüllt,
Dem König kredenzte den goldnen Pokal,
Mit heimlichen Grauen gefüllt;
Da rief ihm der König mit heiterem Sinn:
„Willkommen, du sinniger Thor!
Wohl bringet die Mühe mir süßen Gewinn.
Was hältst du so zagend empor?“
Doch finsteren Auges erwiedert der Greis,
Mit Thränen im bleichen Gesicht:
„Wohl bring' ich den Becher auf Königs Geheis,
Doch trank er des Mostes noch nicht!“
„Traue nicht dem falschen Glükke,
Nicht der Hoffnung eitlem Spiel!
Und errangst du schon das Ziel;
Fürchte noch des Schikksals Tükke!
Zwischen Lipp' und Kelches-Rand
Schwebt der finstern Mächte Hand.“
Schon fasset der König den goldnen Pokal,
Und hebet ihn lachend empor. —
Da stürzen die Winzer ins hohe Portal,
Ein Diener tritt zitternd hervor:
„Herr König! ein Eber verwüstet mit Wuth
Den Weinberg, so emsig gepflegt.
Schon röcheln die rüstigsten Männer im Blut,
Vom schnaubenden Keiler erlegt!“
Auf reißt sich der König, läßt Becher und Mahl,

Ergreifet die Lanze mit Muth.
Doch trank er wohl nie mehr aus goldnem Pokal,
Es saugte die Erde sein Blut.
„Traue nicht dem falschen Glükke,
Nicht der Hoffnung eitlem Spiel!
Und errangst du schon das Ziel;
Fürchte noch des Schikksals Tükke!
Zwischen Eins und noch Ein Mahl
Niederflammt des Blitzes Strahl.“

Kind.

Anmerkung.

Ankäus oder Ancäus war einer der Argonauten. Man erzählt von ihm folgende Begebenheit: Er hatte einen Weinberg angelegt, von welchem ein Wahrsager unter den Arbeitsleüten, den er zur Arbeit allzu eifrig antrieb, ihm vorhersagte, er würde den Wein desselben niemahls kosten. Als er auf diesem Berge nach der Zeit Weinlese hielt, und eben eine Traube in den Becher drükkte und dabey den Wahrsager verlachte, kam ein Knecht herbey gelaufen und meldete: ein wildes Schwein verwüste den Weinberg. Ankäus setzte daher, ehe er noch den ausgepreßten Saft gekostet hatte, den Becher nieder, das Schwein zu erlegen, ward

aber von ihm so verwundet, daß man ihn todt zurükk brachte.

Von dieser Begebenheit entstand das Sprichwort: zwischen Becher und Lippe ist noch ein weiter Weg.

XXXII.

Der Löwe.

„Horch! ergellt von Karmels *) Höhn
Nicht ein banges Klaggestöhn?
Brüllt's nicht dort im Wiederhall
Dumpf, wie ferner Donnerschall?
Pfeift es nicht wie Windsgezische,
Durch die Tamarindenbüsche **)?

*) Karmel ist ein Berg in Syrien.

**) Die Tamarinde ist ein in Ostindien einheimischer Baum, dessen Frucht eine Fingers dikke, gegen 6 Zoll lange, braune Schote ist, welche ein graues Mark und einige Samenkörner enthält. Das Mark dient in der Medicin als ein gelindes

„Schärfer kreischt der Jammerschrey,
Ruft des Helfers Arm herbey;
Ja es scheint der Kampf ist hart;
Tummle, Tummle dich Astart!
Auf! die Unschuld zu erretten,
Laß das Leben uns verwetten!“

Also, hohen Muthes spricht,
Eingedenk der Heldenpflicht,
In der Wüste Sandesspur
Ritter Godefroi La Tour,
Er, der wakkerste der frommen
Franken, die das Kreuz **) genommen.

Laxiermittel, und in Ostindien wird ein kühlendes Getränk daraus bereitet.

**) d. h. die an den Kreüzzügen Antheil genommen haben. Unter Kreüzzügen versteht man aber die von den christlichen Völkern des Abendlandes seit dem Ende des eilften Jahrhunderts (1096) bis gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts (1291) zur Eroberung Paläſtin'as unternommenen Kriege. Kreüzzüge wurden sie genannt, weil alle in diese heiligen Kämpfe ziehenden Krieger ein gestikktes Kreüz auf ihrer Kleidung trugen.

Und das Streitroß fühlt den Sporn,
Sprengt durch Distel, Schilf und Dorn,
Stürzt mit brausender Gewalt
In der Steinkluft finstern Spalt,
Stutzt und zittert, weicht und schaümet
Ins Gebiß, und scheüt und baümet.

Denn, wie Glut in tiefern Schacht
Glimmend bey dem Schatze wacht;
Die durch Donnerwolken licht
Schwefelschein des Blitzes bricht,
Drehn sich funkelnd, schnell und schneller
Eines Löwen Augenteller.

Wüthend schüttelt er das Haupt,
Kämpft und ächz't, und brüllt und schnaubt;
Einer Riesenschlange Reif
Windet sich um Leib und Schweif;
Gierig wühlen ihre Zähne
In der blutbesprützten Mähne.

Düster glüht ihr wälzend Aug',
Zischend speit sie Gift und Rauch;
Der geschuppte Leib umschlingt
Enger ihn je mehr er ringt'

Selbst die ausgestrafften Branken *)
Sucht das Scheůsal zu umranken.

Und schon sinkt der Leů im Kampf,
Athemlos von Drukk und Dampf,
Da ruft Gottfried: „Mag zum Lohn
Mir des Wůth'gen Rachen drohn,
Doch soll von des Unthiers Ringen
Ihm mein Degen Lösung bringen!“

Hoch vom angesprengten Pferd
Schwingt La Tour das mächt'ge Schwert;
Flugs mit scharfem Zuge spellt
Er den Bauch, von Gift geschwellt;
Zůngelnd, schnappend, draůend, zůkken,
Ringeln die getheilten Stůkken.

Plötzlich von der Wůrg'rin frey
Athmet stark der edle Leů,
Brůllt zum Himmel jauchzend auf,
Schůttelt Måhne, Branke, Lauf,

---

*) Branken oder Branten heißen in der Sprache der Finger oder Tatzen und Vorderfůße des Båren und die Klauen des Wolfes. Hier sind die Fůße des Löwen gemeint.

Und vergißt des Dankes Pflichten
In der Freüde Rausch mit nichten.

Sanft zum Ritter kriecht er hin,
Schmeichelt ihm mit Lammessinn,
Lekkt des Schildes Silberrand
Und die tapfre Eisenhand,
Und von nun an folgt der Leüe
Ihm als Herrn mit Hundestreüe;

Folgt, ihm dienend, auf den Fuß
Ueber Steppen, Thal und Fluß,
Kos't *) am Tag ihn und bewacht
Mann und Roß bey dunkler Nacht,
Jagt ihm täglich frische Beüte,
Ficht im Kampf an seiner Seite.

Längst erbebt das Heidenthum
Vor des Löwenritters Ruhm,
Und es wendet sich sein Blikk
Nach der Heimath Flur zurükk;
Auch die Dankbarkeit des Leüen
Soll der Freünde Kreis erfreüen.

---

*) Liebkos't.

Doch so viel er Schiffer dingt,
Und so hohen Preis er bringt,
Keiner nimm't den starken Leu'n
In die sich're Barke ein;
Sehnend nach dem Vaterlande
Läßt der Ritter ihn am Strande.

Da erhebt der edle Leu
Heulend banges Klaggeschrey,
Lauft, dem Schiffe zugewandt,
Aengstlich auf und ab am Strand,
Steht, und stürzt vom Felsenbogen
In der Tiefe schwarze Wogen.

„Schaut, was dort der Sturz erfaßt!
Ruft ein Schiffer spät vom Mast;
Gottfried springt mit Ahnungs-Eil
Auf der Leiter schwankes Seil,
Schärft den Blikk, und sieht mit Zagen,
Seines Löwen Mähne ragen.

Auch der Leu wird ihn gewahr,
Scheint ermuthigt wunderbar;
Schon vom Strudel hingerafft
Sammelt er die letzte Kraft,

Blikkt nach ihm mit treüem, hellen
Aug', und sinkt ins Grab der Wellen.

Fr. Kind.

XXXIII.

Der Nachbar und die Nachbarinn.

Hans Matz, der rüstige Maurergeselle,
War fleißig mit Kalkfaß Pinsel und Kelle,
Erwarb damit ehrlich sein gutes Stükk Brot,
Und hatte nichts übrig, doch auch keine Noth.
Er genoß mit Weib und Kindern zufrieden,
Was der Himmel zur Nothdurft ihm hatte beschieden.
Sein Nachbar zur Rechten mit ernsthafter Miene
Ermahnt ihn beständig zum Fleiße der Biene,
Und lobt und preiset das Maurergeräth,
So sehr auch zur Linken die Nachbarinn schmäht,
Die so grobe schmutzige Arbeit verachtet,
Und zu nobilitiren*) den Handwerker trachtet.

*) Adeln.

Es will Hans Matz es mit keinem verderben:
Er sucht nicht allein sein Brot zu erwerben,
Wie rechts der ernsthafte Nachbar befiehlt,
Er geht auch im Stillen zum Juden, und spielt
Lotterie mit dem väterlich sorgenden Staate*),
Nach der freündlich lächelnden Nachbarinn Rathe.
Und siehe! nachdem er nicht wenig verloren,
Hat plötzlich das Glükk ihn zum Liebling erkoren!
„Juch heisa! gewonnen die Terne ist mein!"
So hört man vom Morgen bis Abend ihn schreyn;
Und da muß auch auf einmahl ein Vetter noch sterben,
Der creirt**) Hans Matzen zum lustigen Erben.
Hoch schwenkt er den Hut, und jubelt: „Herr Jesus!
Nun bin ich geborgen! nun bin ich ein Crösus***)!
Nun ist mir zu theüer kein Braten, kein Wein!
Nun mäst' ich mit großen Rosinen mein Schwein!
Und kann alles mit blanken Thalern bezahlen!
Und so laut ich nur will auf den Bierbänken prahlen."

---

*) Ein Staat der Lotterien einrichtet, sorget dadurch nicht väterlich für die Staatsbürger, weil sich viele durch dieß Spiel zu Grunde richten. Obiger Ausdrukk ist daher ironisch, d. h. spottweise zu verstehen.

**) Ernennt.

***) Crösus war ein König in Lydien und besaß einen ausserordentlichen Reichthum.

Und seit so viel Thaler im Kasten ihm blinken,
Ergibt er sich ganz der Dame zur Linken;
Der Nachbar zur Rechten wird spottend verlacht;
Es wird nicht an Arbeit und Fleiß mehr gedacht;
Denn wer Hundert' und Tausend' im Kasten kann
zählen,
Der besinnet sich wohl, sich mit Arbeit zu quälen.
Zwey Tausend Franken*) zu commandiren,
Da konnt er wohl jubeln und stolzieren!
Zweytausend Franken! Er glaubt es oft kaum!
Er hielt es oft nur für Blendwerk und Traum
Und versucht er den Werth nach Centimen**) zu finden,
Ey! so wollten vor Lust ihm die Sinne fast schwinden.
Er rannte zu Tischler, zu Schuster und Schneider,
Bestellt einen Lehnstuhl und Stiefel und Kleider,
Wie alles in Polkewitz Mode Just war,
Bezahlt', ohne abzudingen gleich baar:
Und ein ganzes Heer von Verwandt' und Gevattern
Mußte kommen, und mit ihm schmausen und schnattern.
Die Maurergeräthe, ihm weiland so theüer,
Verdammt er lustiges Muthes zum Feüer,

*) Frank ist eine Franz. Münze, die bey uns 27½ kr. gilt.

**) Das Franz. Wort Centime bedeütet den hundertsten Theil eines Franken.

Doch fällt ihm der Nachbar noch rasch in die Hand,
Und rettet das Werkzeug vom kläglichen Brand,
Und bered'et sogar ihn zum heiligen Eide,
Daß er nimmer so was ihm thue zu Leide.
Die Nachbarinn aber verlacht sein Versprechen;
Und weil Hans Matz doch den Eid nicht will brechen,
So willig er auch ihr leihet sein Ohr:
So schlägt sie den spaßhaften Ausweg ihm vor,
Auf dem nassen Wege von dem sich zu trennen,
Was der Nachbar nicht wollte lassen verbrennen.
Gesagt, gethan. Sie machen zum Kahne
Das Kalkfaß, geschmükkt mit papierener Fahne,
Auf welcher von Matzens eigener Hand
Mit derben Zügen geschrieben stand:
„Fahre hin! und wer in die Hand dich will nehmen
Den erklär' ich zum Narren! deß soll er sich schämen!"
Beladen mit Schutzfell, Pinseln und Kellen,
Vertrauen sie nun das Kalkfaß dem Wellen
Des Flüßchens, das hinten die Gärtchen umrauscht.
Sie wissen es, daß sie der Nachbar belauscht;
Und sie treiben das Schifflein nach seinem Gestade
Und entlaufen dann lachelnd auf heimlichen Pfade.
Erst jetzt ist Matzen ganz wohl in dem Hause,
Nun stört ihn bey kleinem festlichen Schmause
Der Anblikk der alten Geräthschaft mehr;
Auch wird es den Gästen nun nicht so schwer,

Seinen vorigen niedern Stand zu vergessen,
Und devoter*) die Bükklinge abzumessen.
Nur wünscht sich Matz nur Methusalah's Leben,
Um ganz zu genießen, was Gott ihm gegeben;
Doch leider bedurfte der arme Wicht
Hiezu des unendlichen Alters nicht,
Denn zu bald nur ging, ach, sein Reichthum zu Ende!
Und vergebens rang er zum Himmel die Hände.
Die Nachbarinn meinte, er sey wohl bestohlen,
Und ließ zu Hilfe Gerichtsdiener holen;
Die wußten aber kein tröstliches Wort,
Und eilten mit spöttischem Lachen fort.
Auch verschwanden die besten Gesellschaftleister,
Denn Herr Schmalhans wurde nun Küchenmeister.
Hans Matz war bereit, aufs neue zu erben,
Allein es wollte kein Vetter sterben;
Er floh zum Lotto, doch das auch verließ
Ihn jetzt, so bewährt es auch einst sich bewies.
Es verließ ihn sogar auch die Wünschelruthe**),
Und von Tag zu Tag ward ihm böser zu Muthe.

---

*) Demüthiger.

**) Eine unter allerley aberglaübischen Ceremonien verfertigte Ruthe von Holz oder Messingdrath, deren sich Einfältige und Aberglaübische bedienen, um in der Erde verborgene Schätze zu entdekken.

Da kommt der Nachbar mit ernsthafter Miene,
Und mahnt aufs neüe zum Fleiße der Biene.
Auf's tiefste seüfzet der arme Matz,
Um seinen so schnell vergeüdeten Schatz;
Doch die Nachbarinn kommt ihm zu Hilfe gelaufen,
Und beredet ihn Kleider und Stuhl zu verkaufen.
Er thut es nun endlich sein Glükk zu erzwingen;
Jetzt soll und muß ihm ein Wagstükk gelingen.
Er geht zum Spieltisch, und wagt, und wagt
Manch hohes Paroli*) unverzagt
Auf die Dame, die er sich auserkohren,
Bis er endlich den letzten Thaler verloren.
Nun rauft er sich fluchend die Haar aus dem Kopfe!
Kein Geld in dem Beütel! kein Fleisch in dem Topfe!
Im Küchenscrank nur ein einziges Brot:
Im Anmarsch draußen der Hungertod!
Ach, wie wünscht er zurükk jetzt das Handwerksgeräthe,
Das er leider so thöricht verstieß und verschmähte!
Es zieht unter kläglichem Thränen-Erguſſe,
Die Nachbarinn ihn durch den Garten zum Fluſſe,
Auf den sie weiland das Schiffchen gesetzt;
Und weil das nirgends zu sehen ist jetzt,

---

*) So viel als manchen hohen Einsatz.

So verflucht sie das Leben, und reißt in die Wellen
Mit hinab den verzweifelnden Unglükksgesellen,
Zu Hülf' aber kommt ihm der Nachbar gesprungen,
Und ruht nicht bis er dem Tod ihn entrungen;
Er setzt ihn am sonnigen Ufer in's Gras,
Und hohlt aus dem Haus das bewimpelte Faß.
Mit der Ladung des Schurzfells, der Pinsel und Kellen,
Das er klüglich entrissen dem Spiele der Wellen.
Geheilt vom sonstigen thörichten Wahne
Las Matz mit Beschämung die Innschrift der Fahne,
Und reichte dann dankbar dem Nachbar die Hand.
Ersaüft war die Nachbarinn Unverstand;
Und dem Nachbar Wohlbedacht ganz nun ergeben,
Führte Matz nun ein beßres, verständigres Leben.

A. G. Eberland.

XXXIV.

Der Eisgang.

Der Thauwind saust, es reißt der Damm,
Die Fluthen stündlich steigen,
Daß schon sich drein vom Weidenstamm

Die dürren Aeste neigen;
Der Strom bis an den Hochweg stürmt
Und überschwemmt die Mühlen,
Dort, wo das Eis sich aufgethürmt,
Vom Blikk kaum zu erzielen.

Eisschollen treffen sich und drehn
Bald lösend, bald verklammernd,
Zuschauer fern am Ufer stehn,
Hier gaffend und dort jammernd;
Denn solche Fluth läßt ärgere Spur
Zurükk, als wildes Feüer;
Versandet Feld, zerrißne Flur,
Verfallenes Gemaüer!

Sie überrascht bey Nacht, umfängt
Mit feüchtem Arm die Betten;
Wenn alle gleiche Noth bedrängt,
Wer ist zuerst zu retten?
Kein Boot kann in dem Strudeleis,
Kein Schiffer drauf sich halten;
Da hilft kein Flehn, da lokkt kein Preis
Wo Todesmächte walten!

Die Kunde kam: Ein Dorf am Strand
Ward in die Flut gezogen!

Geräth, und was die Strömung fand,
Sind Raub erzürnter Wogen.
Der Quaderbrüstung Schutz zersprang
Und die Gebaüde borsten.
Schon fluthen hier, den Strom entlang
Tragbalken, Dächerforsten.

Trügt mich mein Auge nicht, so treibt
Ein Leichnam starr darneben;
Die Stirn voll Blut, das Haar gesträubt,
Als kämpft' er noch ums Leben.
Starr ist der Arm, wie er vielleicht
Ihn hob um Hülfe flehend,
Der Frau, den Kindern ihn gereicht,
Nun mit ihm untergehend!

Der Eigner ists der Mühle, dort
Sammt Rädern und Getrieben
Zerstört vom Strom, der reißt nun fort,
Was von ihr übrig blieben.
Sie schwimmt wie ein zerrißner Floß
Im Eise bald gehalten,
Bald losgelassen vom Koloß
Wenn zischend er gespalten.

Zerstört von Strom und Wellen sind
Wand, Thüren, Wendelstiege;
Im Hausraum liegt ein schlummernd Kind
In seiner bunten Wiege;
In manches Hausgeräth geklemmt,
Bleibt fest die Ruhestätte,
Ob sich die Trümmer dreht und klemmt —
Ein wahres Himmelbette!

Gewißlich steht in Todsgefahr,
Im Elementenstreite,
Mit Cherubsflügeln unsichtbar
Sein Engel ihm zur Seite,
Daß nichts den Kleinen irrt und quält:
Inmitten der Vernichtung
Wie nach dem Pfad, magnetgestählt.
Der Floß hält sichre Richtung.

Denn selbst ein Engel, wunderhold,
Die Aeuglein sanft geschlossen,
Die Stirn von reicher Lokken Gold
Umringelt und umflossen,
Schläft er, wie auf der Mutter Schoos,
Mit ros' umflorten Wangen,
Nicht sorgend für der Zukunft Loos
Und wie vom Traum umfangen.

Ihm ist der Windsturm Wiegensang,
Sein Führer ist die Welle!
O Kind, sie droht dir Untergang,
Hier an der Todesstelle,
Hier wo die Brükke sich verschränkt!
Doch im umeisten Bogen
Wird, wie durch höhre Macht gelenkt,
Die Trümmer fortgezogen.

Am schroffen Pfeiler angelehnt
Dann wo die Fluth sich breitet,
Als Jeder Untergang gewähnt
Zum Ufer hingeleitet.
Jetzt schwankt der Floß, Gewässer dringt
Hinein — nun wird er stranden! —
Gottlob! dem Retter es gelingt
Den morschen Wrakk zu landen.

Ein Engel hat das Kind umschirmt,
Auf Händen es getragen. —
Auch du sollst von Gefahr umstürmt
Nicht zweifeln, noch verzagen!
Bewußtseyn — Unschuld! O sie sind
Die Wiegen für die Guten,
Und für des Vaters echtes Kind
Schutzengel in den Fluthen!

XXXV.

Der Löwe in Florenz.

„Der Löw' ist los, der Löw' ist frey,
Die ehernen Bande riß er entzwey —
Zurükk! daß ihr den vergeblichen Muth
Nicht schrekklich büßet im eigenen Blut!"

Und jeder suchte mit scheuer Eil'
In des Hauses Innern Schutz und Heil,
Auf Markt und Straßen all' umher
Ward's plötzlich still und menschenleer.
Ein Kindlein nur, das unbewußt,
Verloren in des Spieles Lust,
Fern von der sorglichen Mutter Hand,
Saß auf dem Markt am Brunnenrand.
Wohl Viele schauten von oben herab,
Sie schauten geöffnet des Kindleins Grab,
Sie rangen die Hände und weinten sehr,
Und blikkten nach Hülfe zag umher,
Doch keiner wagte das eigne Leben
Um des fremden willen dahin zu geben,
Denn schon verkündet ein nahes Gebrüll

Das Verderben, das Jegliches meiden will,
Und schon mit der rollenden Augen Gluth
Erlechz der Löwe des Kindleins Blut
Ja schon erhebt er die grimmige Klau —
O qualvoll herzzerreißendes Schau! —
So rettet nichts das zarte Leben
Dem gräßlichsten Tode dahin gegeben?
Da plötzlich stürzet aus jenem Haus
Mit fliegenden Haaren ein Weib heraus —
„Um Gottes willen, o Weib, halt ein!
Willst du dich selbst dem Verderben weihn?
Unglükkliche Mutter! zurükk den Schritt!
Du kannst nicht retten, du stirbst nur mit!" —

Doch furchtlos fällt sie den Löwen an
Und aus dem Rachen mit scharfen Zahn
Nimmt sie das unversehrte Kind
In ihren rettenden Arm geschwind.
Der Löwe stutzt und unverweilt
Mit dem Kinde die Mutter von dannen eilt.
Da erkannte gerührt, so Jung wie Alt,
Des Mutterherzens Allgewalt
Und des Leuen großmüthigen Sinn zugleich:
Doch manche Mutter von Schrekken bleich
Sprach still: nm des eignen Kindes Leben
Hätt' ich mich auch dahin gegeben.

Heinrich Bernhardi.

XXXVI.

Der Schatz im Stalle.

In unsern Tagen, wo helleres Licht
Mit mächtigem Strahle durch's Dunkel bricht,
Lebt dennoch so manch' verwahrloster Tropf
Ihm dringet kein Fünkchen davon in den Kopf.

Er bleibet ein Sclave der Finsterniß;
Ein Bauer aus Schwaben beweiset uns dieß,
Andreas mit Namen, sonst redlich und gut.
Doch abergläubisch und dumm wie sein Hut.

Er glaubte noch Geister und Zauberkraft,
Die heimlich verborgene Schätze verschafft,
Dieß wußte die Schlauheit zu nützen gar fein,
Und lokkte den Gimpel in's Netzt hinein.

Am Abend, sich spreizend, als hätt' er noch Witz,
Saß, hingestrekkt auf den Ofensitz,
Andreas, und gukkte bei lästiger Ruh'
Dem fleißigen Weib am Spinnenrokken zu.

Da kommen zwey Dirnen herein zur Thür':
„Wir suchen Andreas den Bauer dahier" —
„da bin ich!" gibt dieser zur Antwort sogleich.
„Wir möchten uns gern besprechen mit euch.

„Ihr seyd uns bekannt als klug und gescheid —
Andreas macht hinter dem Ofen sich breit —
„Drum wollen wir eüch ein wichtiges Ding
Vertrauen, ey wahrlich es ist nicht gering!

„Doch Niemand darf's hören als ihr, guter Freünd,
Entfernt eüer Weib, 's ist nicht übel gemeint."
Die geht, ihren Spinnrokken unter dem Arm,
Sie weiß wohl, der Kopf wird dem Manne gleich warm.

Dabey denkt sie seüfzend, „du lieber Gott!
Auch die treiben mit meinem Manne nur Spott,
Er wäre bekannt als gescheid und klug,
Und ist ja so dumm wie ein Essigkrug!

Sie sind nun allein die Dirnen und er, —
Sie stammen aus dem Zigeünerland her,
Versichern ihm beyde durch Wort und Gesicht,
Dann eine von ihnen pathetisch spricht:

„Andreas eüch ist ein großes Glükk
Beschieden! „Der Bauer reibt sich im Genikk,
Tritt hinter dem Ofen geschäftig hervor,
Zu horchen mit Nase, mit Maul und mit Ohr.

„Noch einmal, Andreas, ihr seyd ein Sohn
Des Glükks! wiederholt sie mit feyerlichem Ton:
„In eürem Stalle sind blank und bar
Sechs tausend Gulden, dran fehlt kein Haar!“

Den Bauer entfährt ein Freüdenschall,
Er will sogleich zu dem Geld in den Stall. —
„Geduld, Andreas! das geht nicht so bund,
Man schnappet so leicht nicht hinweg den Fund.

„Vergraben liegt tief im eisernen Schacht
Das Geld, von einem Geiste bewacht,
Den müßt ihr erlösen! „Andreas erschrikkt,
Als hätt' ihn der Geist in die Waden gezwikkt.

„Dazu seyd ihr von der Vorsicht allein.
Bestimmt und berufen, kein andrer kann's seyn!“ —
Er schlägt ein Kreüz über Bauch und Stirn',
Es wallet ihm heiß durch's kleine Gehirn. —

„Doch fürchtet eüch nicht, ihr lasset nur bloß

Zwölf Messen lesen, die machen ihn los." —
Den Bauer fiel jetzt ein Stein von der Brust,
Er hatte, zu sehen den Geist, keine Lust. —

„Nun aber," fährt fort das Konterfei
Der Hexe, „wollt ihr auch den Schatz dabey,
Müßt ihr gleich erlegen an baarem Geld
Drey hundert Gulden, richtig gezählt.

„Die bleiben verwahrt hier in eüerem Haus,
Sie lokken den Schatz aus dem Stalle heraus. —
Bedenket! sechs tausend Gulden damit
Gewinnen, ist wahrlich ein schöner Profit.

„Habt ihr nicht die Baarschaft, bewerbt eüch darum —
Doch schweiget von Allem und bleibet wie stumm!
Dieß ist die Bedingung, so will es der Geist,
Der eüch dafür die Belohnung verheißt."

Dem Armen wird schwer hier auf den Bescheid,
Er möchte drum fast vergehen vor Leid;
Kaum hat er zur Nothdurft ein Bagatell,
Wo kriegt er drey hundert Gulden zur Stell'?

Und doch muß er's haben! der Reitz ist zu groß,
Ihm hälfen sechs tausend Gulden auf's Roß. —

Er sinnet und sinnet, da fällt es ihm ein,
Es dürfte sein Nachbar das Sümmchen ihm leihn.

Er langt seine Kappe nebst Wammes und Rokk —
Die Kälte war grimmig! — ergreift seinen Stokk,
Und zieht noch im Gehen die Hosen hinauf,
Und nimmt in Pantoffeln dahin seinen Lauf.

Schon ist er am Ziele. — „Woher noch so spät
Andreas?“ Ich komme von Haus, wie ihr seht;
Aus Eile vergaß ich die Schuhe sogar,
Dieß soll eüch nicht wundern, Verzug hat Gefahr.

„Mich treibt ein Geschäft, Veit Nachbar zu eüch,
Im vollem Vertrauen, ihr machet mich reich,
Leiht ihr mir baar Geld auf mein ehrlich Gesicht
Zu was ich es brauche, drum fraget mich nicht.

„Drey hundert Gulden müssen es seyn,
Kein Kreüzer darf fehlen! Veit willigt doch ein!
Bald zahl' ich's zurükk mit großem Rabatt,
Verlasset mich nicht, und schaffet mir Rath!“

Veit trägt mit Bedenken, dem redlichen Mann
Zu helfen, und freuet sich, daß er es kann:

Er zählt ihm das Geld in das Schnupftuch hinein,
Andreas bedankt sich, und wikkelt es drein.

Noch schreibt er ihm bündig auf Stämpelpapier,
So gut er es kann, die Quittung dafür;
Drin wurde Veit Nachbar großmüthig bedacht. —
Er faßt dann sein Schnupftuch und wünscht ihm gut' Nacht.

So springt er mit Jubel nach Hause zurükk,
Er weiß, seiner harret ein seltenes Glükk —
Die Dirnen erwarten voll Sehnsucht den Fang;
Schon naht sich Andreas, man kennt ihn am Gang.

„Da bin ich! Gelobt sey Jesus Christ!
Ein schweres Stükk Arbeit gelungen mir ist;
Im Schnupftuche hier sind an baarem Geld
Dreyhundert Gulden, richtig gezählt.“

Jetzt fehlet nur noch eine Kiste dazu,
Man sorgt für Andreas! — In einem Nu
Hat er den verlangten Behälter zur Hand,
Mit einem Schlößchen am eisernen Band.

„Legt nun das Geld in die Küste hinein! —

Sie murmeln gar wichtig den Segen darein —
„Verschließet sorgsam den köstlichen Schrank,
Und berget den Schlüssel dort unter die Bank!

„Hier suchet ihn Niemand. Drey Wochen vergehn,
Dann sollt ihr den Schatz in der Kiste drin sehn;
Doch öffnet nicht vor dem bestimmten Termin,
Sonst ist eüer Geld sammt dem Schatze dahin.

„Indessen bleibt stumm wie der Fisch im Teich,
Und denkt an die Messen, laßt lesen sie gleich!
Der Baüer verspricht es, und schwört noch dabey,
Was ihm ward befohlen, zu halten getreü.

Auch reicht er ihnen, es wäre nicht schön,
Ließ er seine Freündinnen unbelohnt gehn,
Ein artiges Trinkgeld, zum Beweiß',
Er wisse zu leben, mit auf die Reis'.

Drauf schieden die Dirnen. — Voll Dankbarkeit
Gibt ihnen Andreas ein höflich Geleit,
Nicht ahnend, daß sie mit schlauer Hand
Ihm aus der Kiste das Geld schon entwandt.

Drum ist wohl im Dörfchen und weit umher
Kein Mensch so reich und glükklich wie er;

Er blähet sich auf als wär' er ein Prinz,
Und wo hat auch einer gerad' so viel Münz'?

Er redet von Planen, und glänzend und groß
Soll Jedermann preisen sein künftiges Loos —
Sein Weib wähnt ihn närrisch — Adreas ist klug,
Blos muß er noch schweigen, er wüßte genug.

Drey Wochen! o Ewigkeit für den Bau'r!
Das Warten wird ihm so beschwerlich und sau'r!
Und doch muß er dulden, es ist seine Pflicht,
Sonst kriegt er den Schatz in dem Stalle ja nicht? —

Er bleibet euch stumm, gleich einem Popanz,
Läßt Messen lesen beym heiligen Franz,
Schauet nicht in die Kiste vor der Zeit,
Er handelt nach Vorschrift und gutem Bescheid.

Drum wird ihm auch werden der köstliche Lohn,
Er hat schon bereits den Vorschmakk davon;
Ihm klingt's in den Ohren vom Golde so süß!
Noch einige Tage, dann ist's ihm gewiß.

Wie könnte dieß fehlen? Wer zweifelt daran?
Er weiß ja nur gar zu wohl, was er gethan;

Man ist doch bey Sinnen und auf der Hut,
Und waget nicht blindlings sein eigenes Gut.

Es meinten's die Dirnen so redlich mit ihm!
Und sind heüt zu Tage die Menschen auch schlimm,
Daß keiner dem Andern mehr trauen kann,
So führten ihn diese doch sicher nicht an.

Drauf will er wetten! der Augenblikk
Ist nahe! — Andreas darf kosten sein Glükk;
Er eilt an die Kiste, die es enthält,
Er öffnet — o weh ihm! er sieht sich geprellt.

Starr gukkt er am Rande der Kiste hinab,
Als stünd' vor ihm offen das kalte Grab?
Verschwunden ist Alles und öde und leer!
Er findet sein eigenes Scherflein nicht mehr.

Jetzt schmilzt sein Nebel, jetzt wird es ihm klar,
Er greift's, daß er hier der Betrogene war,
Doch kann er's nicht ändern! — Was fängt er nun an?
Andreas wird künftig ein klügerer Mann. —

Wagemann.

XXXVII.

Graf Lauzun.

Ein edler Mann aus Frankenland
   Lauzun ward er genannt,
Der einst den Lohn der Tapferkeit,
Verfolgt von Fürstengunst und Neid,
   Im tiefen Kerker fand,

Lag nun darinn, mit seinem Gram
   Sich nährend, wie im Grab;
Nur kärglich ließ ein Fensterlein
Der lieben Sonne milden Schein
   Mittags zu ihm hinab.

Der tiefsten Todtenstille Graun
   Vermehrte seine Noth.
Es schien ihm, hätten manche Nacht
Nicht Uhu's schaudern ihm gemacht,
   Die ganze Schöpfung todt.

Kein sanfter FreündesZuspruch hob
Sein leidend Herz empor;
Nur seiner Ketten wild Geklirr,
Und Knarren seiner Kerkerthür
Drang taglich in sein Ohr.

Des Kerkermeisters Tigerblikk
Und Henkermiene gab
Des Armen Mitleid fleh'nden Blikk
Nur Troz und kalten Spott zurükk,
Und schlug ihm alles ab.

Er fleht' um Feder und Papier,
Damit er schreiben könnt':
Umsonst, es wurde nicht einmahl
Sich seiner Jammertage Zahl
Zu merken ihm vergönnt.

Es drükkte Langerweile Last
Wie Centner schwer das Herz;
Die Geist- und Herzens-Hungernoth,
Viel ärger noch als selbst der Tod,
War nun sein größter Schmerz.

Einst, als ihm die Verlassenheit
Tief in die Seele ging,

Er auf von seinem Lager sprang
Und in des Herzens Ueberdrang
Die Kerkerwand umfing:

Da nahm er eine Spinne tief
In einer Ekke wahr,
Das erste Thierchen, das so nah
Er leben und sich regen sah
Seit manchem langen Jahr.

Er freûte dieses Thierchens sich
In seiner Einsamkeit;
Er kannte Menschen, liebte sie,
Doch hatten Freûnde selber nie
Sein Herz so hoch erfreût.

Oft sah er ihrer Arbeit zu,
Wohl ganze Stunden lang,
Wie sie behend und fleißig an
Dem feinen Wundernetzchen spann
Zu schlauem Mûkkenfang.

Bald, wie die kleine Lauscherin
In ihrem Haûschen klug
Auf Mûkken lauert, wenn eins kam,

Herausfuhr, blitzgeschwind es nahm
Und in ihr Zellchen trug.

Bald, wie sie sich zum Zeitvertreib,
Von Fäden, fein wie Haar,
Ein luftig schwebend Scheiblein spann,
In dessen Mittelpunkte dann
Ihr kleiner Lustsitz war.

Er sprach mit ihr, als hätte sie
Für seine Worte Sinn;
So oft sie neue Arbeit spann,
Besah er sie und lobte dann
Die kleine Weberinn.

Besorgt für ihren Unterhalt
Der gute Mann auch war;
Denn schlüpft' ein Mükkchen in sein Grab
Oft auf der Sonne Strahl hinab,
Bracht er's zur Speis' ihr dar.

Vertraut und heimlich hatte sie
Ein Fädchen sich gespannt,
Bis hin, wo ihr Ernährer lag,
Drauf holte sie sich jeden Tag
Die Speis' aus seiner Hand.

So lebt' er nun in Freuden, die
Der Spinne Fleiß ihm bot;
Sein Trost, sein Zeitvertreib, sein Freund,
Sein alles war in ihr vereint,
Und er vergaß der Noth. —

Den Kerkermeister wunderte
Des Grafen froher Sinn;
Er sah den Jammerblikk nicht mehr,
Drob sann er öfters hin und her,
Es wurmt' und ärgert ihn.

Und als ihm einst das Schlüsselloch
Des Grafen Lust verrieth,
Da dachte sich der Schadenfroh:
„Vergnügt dies Fratzenspiel dich so?
Ha! bald ist's aus damit.“

Und nun trat er hinein zu ihm
Mit halb verbissnem Spott:
„Sieh! — rief er, — eine Spinne da!“ —
Und trat, eh sich's der Graf versah,
Das arme Thierchen tod.

Wie Dolchstich fuhr die Mörderthat
Dem Grafen in das Herz;

Er sah mit schmerzbetaubtem Sinn
Auf das zertretne Thierchen hin,
Und rang mit wildem Schmerz.

Erbittert fuhr mit Rachbegier
Er auf den Mörder hin;
Allein die Kette, die ihn band,
War stärker als die schwache Hand
Und zog auf's Lager ihn.

Der Mörder ging; gesättigt war
Von Teufelslust sein Herz;
Sein Hohngelächter schallte noch
Zum Grafen durch das Schlüsselloch,
Und schärfte seinen Schmerz.

„Mein Glükk, mein Alles, — rief er, war's,
„Was hier dein Fuß zertrat!"
Zwar linderte die Zeit sein Weh:
Doch wer es hörte, schauderte
Zurükk vor dieser That.

XXXVIII.

Der sterbende Greis.

In einer Stadt in Deûtschland nährte
Sich fromm und still ein alter Greis,
Von dem man wenig sah und hörte,
Durch seinen mühevollen Fleiß.
Ihm ward das Loos der Dürftigkeit beschieden;
Und dennoch lebt' er so beglükkt,
So sorgenfrey und so zufrieden,
Von seiner Armuth nicht gedrükkt.
Jetzt hatt' er nur noch wenig Schritte
Auf seiner Lebensbahn zu thun;
Er war bereit; oft war's auch seine Bitte,
Um bald im Grabe auszuruhn.

Als er einstmahls die Sonne sinken sahe,
Rief er: „Du, meines Lebens Abendroth!
„Ist meine Nacht denn noch nicht nahe?
„Wo bleibt mein letzter Freûnd, der Tod?"
So legt er sich in seiner Hütte nieder,

Mit einem Blikk auf seinen Lebenslauf;
Um Mitternacht erwacht er wieder,
Ein Fieberschauer wekkt ihn auf.
„Das ist mein Freund; bedekkt mich sanft ihr Halme
„Des Frühlings! ruft er hoffnungsvoll,
„Mich deucht, ich fühle schon das süße Wehn der Palme,
„Die droben mich umschatten soll.

Mit frohem, dankendem Gebete
Erwartet er den nahen Tag.
Der Tag bricht an, die Morgenröthe
Scheint freundlich auf das Lager, wo er lag.
Der fromme Greis führt einen Knaben
Zur Tugend an; der kommt von ungefähr.
„Tritt näher, sprach der Greis,
„Bald wirst du mich begraben,
„Bald hast du deinen alten Freund nicht mehr;
„Ruf mir den Prediger jetzt her!

Der Knabe weint, und, ohn' ein Wort
Zu sagen, geht er weinend fort.
Der Pfarrer kommt und sieht auf einem Lager
Von Stroh den armen, alten Greis;
Die Wange todtenbleich und mager

Befeuchtet schon der kalte Schweiß.
Er faßt ihn bey der Hand und fragt: „Mein armer Alter,
„Verlangt ihr keinen Arzt?“ — Ich bin nun achtzig Jahr,
Versetzt der Greis, und nur der Arzt im Himmel war,
Bis diese Stunde, mein Erhalter.
Mein Führer führte mich nicht auf den Rosenanger,
Auf welchem mancher Freuden brach;
Mein stilles Leben war ein langer,
Ein heißer, saurer Lebenstag.
Doch, wenn ich einen Blikk auf jenen Rasen thue,
Der bald die müden Glieder dekkt;
Dann fühl' ich auch, wie süß die Ruhe
Auf solchen Tag der Arbeit schmekkt.
Jetzt mäht der Schnitter eine Aehre,
Die schon so lange reifte, ab. —

Dem Prediger rollt Zähr' auf Zähre
Von seinem Angesicht herab.
„Herr Pfarrer! fuhr er fort, mein Leben zittert
„Nicht vor dem Schritt aus dieser Welt;
„Ein Faden nur ist, der es hält,
„Und der mir noch den Tod verbittert.
„Zwar du, Gott! du wirst fernerhin,
„Seufzt er, die Hände fromm gefalten,

„Die Arme, wenn ich nicht mehr bin
„Auch ohne mich gewiß erhalten;
„Für die ich oftmahls hier im Stillen
„Um manches Erdengut dich bat.
„Du sahst es, Gott! wie weh um ihretwillen
„Allein mir meine Armuth that.“

Nur eine Bitte hab ich noch
An Sie, Herr Pfarrer, eh' wir scheiden.
„O sagt sie, guter Alter! sagt sie doch:
„Erfüllen will ich sie mit Freuden!“
Sie wissen, sprach der Greis, beym Königsforst die Weiden,
Nur eine Stunde weit von hier,
Da liegt ein Jägerhaus. — Jetzt öffnet sich die Thür
Von nicht ganz niederm Stand erscheinet
Ein armes Mädchen, welches weinet,
Mit einer Wehmuth im Gesicht,
Die schon für sie um Mitleid spricht. —
„Mein Vater!“ jammert sie. — Vor Zittern ihrer Glieder,
Vor Schmerz, der fast das Herz ihr brach,
Verstummt sie ihr, und sinkt am Lager nieder,
Auf dem der gute Alte lag.
„Ich kann dir fürder nichts gewähren!“
Seufzt unser Greis — Sie schweigt, faßt seine Hand,

Und überströmt sie so mit tausend Zähren;
Und als sie endlich sich ermannt,
Bringt sie die Wort' heraus:" Sie ist verschieden!
„Ach! meine Mutter, die bisher
„Von euch ernährt ward, — ist nicht mehr!"
„Wohl, spricht der Greis, wohl ihr, Sie ruh' in Frieden!
„Nun wird der Tod mir nicht mehr schwer;
„Ich folg' ihr nach. — Herr Pfarrer! nun
„Bedarf es weiter nicht der Bitte:
„Gott hat sie selbst versorgt. Nun sinke nur, du Hütte
„Des Geistes! O! wie sanft will ich im Grabe ruhn!"
Und zu dem Mädchen, sprach er:" Gott wird für dich sorgen,
„Leb wohl, und sey des Lebens werth;
„Wir sehn uns wieder, einst an jenem großen Morgen,
„Wann der Belohner uns verklärt.
„Hier nimm noch meinen letzten Segen!"
Er segnet sie — „Die Ewigkeit
„Erwartet mich. Bleib' du auf Gottes Wegen;
„Das schöne Ziel dort ist nicht weit!"
„Auch ihr verlaßt mich, weint das Mädchen, so erbarme

„Du dich, o Gott im Himmel! mein!
„Ein Vater ward ihr mir, und ach! jetzt soll ich Arme,
„Verwaiste auch von euch verlassen seyn!“
Schwach sprach der Greis: „die Unschuld sey dein Erbe;
„Bewahre sie, groß ist ihr Lohn!
„Verlaß mich nun, ich fühle, daß ich sterbe;
„Der Tod ist nah' an meinem Herzen schon.“
Drauf wandt' er sein Gesicht, und athmet immer leiser,
Und endlich schloß er still sein Auge zu. —
So still und sanft entschläft ein Weiser,
Und gute Thaten folgen ihm zur Ruh'.
Das Mädchen warf sich auf die Werthe Leiche
Mit einem jammervollen Ach!
Und küßte tausendmal das todtenbleiche
Gesicht, und winkt ihm ihren Dank noch nach.
„Kind!“ sprach der Pfarrer: „Laß ihn ruhn; er ist nun Erbe
„Des Lohns, den er sich hier erwarb.
„Gott gebe, daß ich auch des Todes sterbe,
„Den dieser fromme Edle starb.
„Wie hat er aber diesen Dank erworben?
„Ein solcher armer, alter Mann? —
„Mein Vater, weint das Mädchen, war gestorben,
„Da nahm er unsrer Noth sich an.

„Gott lohn' es ihm, was er für uns entbehrte!
„Dort lohn' ers ihm, in einer bessern Welt,
„Wo, wie er selbst mich lehrte,
„Die Tugend ihren Lohn erhält.
„Mein Vater war der Pfarrer armer Bauern;
„In ihre Hütten trug er Brot,
„Und minderte, statt kalt sie zu bedauern,
„So viel er konnte, ihre Noth.
„Wir sahen ihn zu einer Zeit,
„Da er uns nöthig war, erblassen;
„Was konnt' er uns bey seiner Dürftigkeit,
„Bey seiner Milde hinterlassen?
„Von jeder Art der Noth umringet, sahn wir, ach!
„Nicht weit von uns das drohende Verderben.
„Ich war noch Kind, und meine Mutter schwach
„Und krank; wer sollte Brot erwerben?
„Wir suchten Rettung, aber fanden
„Kein liebevolles, edles Herz.
„Zwey Schwestern unsrer Mutter standen
„Ganz fühllos da bey unserm Schmerz.

„Nur dieser arme, alte Mann,
(Sie küßt ihn) „nahm sich unser an.
„Er wars, der uns durch sauern Schweiß ernährte;
„Er brach sich selbst des Alters Pflege ab,
„So daß er selbst das Bett entbehrte,

„Und meiner Mutter, als sie kränker ward, es gab.
„Sie weigerte sich zwar;“ „„sollt' ich die Ruh' Euch
nehmen,
„„Die ihr so nöthig braucht? Vor Gott müßt' ich
mich schämen““
„„Allein der gute Alte drang
„„Unwiderstehlich drauf, die Wohlthat anzunehmen.
„„Ich, sprach er, bin gesund, und Sie sind krank;
„Und kann dann der Zufriedne, Frohe,
„„Ist seine Seele unbeflekkt —
„„Nicht glükklich ruhn auf seinem Strohe,
„„Wenn gleich kein Federbett ihn dekkt?““

„Gott! rief der Prediger, verbände doch
„Ein Bruder so des Bruders Wunden!
„Solch einen Glauben*) hab' ich noch
„In Israel nicht gefunden.
„So fliehst du oftmahls aus der Mitte
„Der lauten Welt, du stille Tugend! fort,
„Und suchst in einer niedern Hütte,
„Dir einen stillern Zufluchtsort!

---

*) Glaube heißt hier: solche Tugend, oder Menschenliebe, solches Christenthum.

Ihr Jüngling, und ihr Mädchen! wer
Wünscht nicht des Greises Tugend zu erreichen?
So fromm zu seyn, so gut, wie er?
So geht dann hin, und thut deßgleichen.

Tiedge.

XXXIX.

Der Vater Martin.

Der alte Vater Martin war
Mit Ehren sechs und achtzig Jahr.
Er schlich so matt, er schlich so schwer
An seinem Stab im Dorf umher;
Sein Haupt, mit weißem Haar geschmükkt,
War längst dem Grabe zugebükkt.

Im Dorfe liebt ihn Groß und Klein,
Man lud zu jedem Fest ihn ein,
Man gab ihm stets den schönsten Kranz
Bey'm Hochzeitreihn und Erntetanz;
Denn Martin war so sanft, so gut,
Und scheute nicht den frohen Muth.

Das Pfingstfest kam, die erste Nacht
Ward mit Gesang und Tanz vollbracht;
Da sammelte sich Groß und Klein,
Und sang und sprang im Mondenschein.
Der alte Martin aber schlich
Zu seiner Freünde Gräbern sich.

Die Nacht war schön, ein Lüftchen nur
Durchzog des Kirchhofs stille Flur,
Und lispelte mit sanftem Hauch
Im thaubeglänzten Rosenstrauch,
Der, frisch gepflanzt, von lieber Hand
Am Grabe eines Jünglings stand.

Der alte Martin seüfzte schwer,
Er sah empor zum Sternenheer
Und sank aufs Grab, wo Anna schlief,
Voll heißer Andacht hin, und rief:
„Ach, lieber Gott! ach führe du
„Den alten Martin auch zur Ruh! —

„All' meine Freünd' und Nachbarn hier
„Sind längst, du lieber Gott, bei dir,
„Ich bin so einsam und allein,
„Und möcht auch gern dort oben seyn.

„Du lieber Gott, was soll ich doch
„So spät auf deiner Erde noch?

„Ich bin ja alt, und Lebens satt,
„Mein Geist ist schwach, mein Herz ist matt,
„Mein zitternd Haupt ist silberweiß,
„Was soll hier noch der matte Greis?
„Ach! nimm ihn auf, und dekke du
„Sein müdes Herz mit Erde zu!"

Und Martins Bitte stieg zum Ohr
Des großen Herrn der Welt empor;
Er winkt' Erhörung seinem Flehn,
Und hieß den Todesengel gehn,
Daß er bereitete sein Grab,
Und nähm' ihm ab den Pilgerstab.

Der Engel wehte Trost und Ruh
Dem frommen Vater Martin zu;
Er trat zu ihm in Lichtgewand,
Und reicht ihm seine kalte Hand.
Er sprach zu Martin: „küsse mich!" —
Da küßt' ihn Martin, und erblich.

Mahlmann.

XL.

Abrahams Tod.

Zweihundert Jahre waren schon
Abram, . . . dem Knecht des Herrn . . . entflohn,
Und dekkt auf seine Lokken Eis,
Noch stand als jugendlicher Greis,
. . . Ein Wunder jedem, der ihm sah, . . .
In frischer Kraft der Alte da. —
Da wollte Gott den frommen Greis
Heimholen in sein Paradeis;
Doch, dacht' er, weil er mir so treů,
Will ich, daß sanft die Abfahrt sey.
Nicht mit Gewalt hinweg genommen
Werd' er; frei soll er zu mir kommen.
Dem Todesengel rief er schnell:
„Fahr aus ins Land, wie ich befehl',
„Ithuriel, vollzieh' es recht,
„Und hol' mir Abram, meinen Knecht;
„Doch weil er mir gedient so treů,
„Will ich, daß sanft die Abfahrt sey;
„Nicht mit Gewalt hinweg genommen

„Werd' er, frei soll er zu mir kommen.“
Ithuriel sinnt hin und her;
„ „Der Auftrag ist nicht wenig schwer,
„ „Und wer auch tausend Jahre lebt,
„ „Doch vor dem nahen Tode bebt:
„ „Wie greif ich es nur listig an?“ “
Und seht! erfunden ist der Plan,
Der kühle Abend sinkt herab;
Vor Abrams Hütt' ein Greis, am Stab
Gebükkt, graulokkigt, keucht heran;
Er pocht; die Thür wird aufgethan.
„Er labe mich vor meinem Tod
„Mit einem Trank und Bissen Brod
„ . . . Herr, . . . eh' ich sterbe; weit und breit
„Rühmt man ja deine Gastfreyheit.“
Und Abram, als er schaut den Greis,
Wird's um das Herz ihm weich und heiß,
Hohlt einen Topf mit Reis im Nu,
Und eine Flasche Milch dazu;
Da setz' dich hin und lab' dich satt;“ “
Der Alte wie ein Espenblatt
Erzitternd schwanket nach der Wand,
Nimmt jetzt den Löffel in die Hand
Fast an Geberd' ein lallend Kind,
Die Augen sind vor Alter blind,
Der Wakkelkopf kann sich nicht heben

Und was die lassen Hände streben,
Doch irren sie die Kreuz und Quer
Und führen, . . . tappend hin und her, . . .
Bald nach der Nase, bald dem Kinn
Bald nach der Stirn den Löffel hin;
Verschüttet wird so Trank als Speiß,
Und jämmerlich hukt da der Greis.
Abram erbarmt sich ob dem Gast,
Und spricht: „„du daur'st mich, Alter, fast
„„Du hast wohl tausend Jahr fürwahr,
„„Weil du so ganz der Kraft bist baar?““
„Ach nicht doch, Herr, wo denkt ihr hin?
„Zwey hundert Jahr erst alt ich bin;
„Nur daß zu den zweyhundert zwey
„Mir noch am Leben sind vorbey.“
Abram erschrikkt in seinem Sinn.
„„Der ich zwey Jahr' nur jünger bin,
„„Wie kommts, daß ich noch bin so kräftig,
„„Gesund und rührig und vollsäftig?““
Der Alte holt mit Seüfzen aus:
„Ach Herr, da war ich auch ein Daus,
„Wie ihr, sprang über Zaün und Graben,
„Merkt eüch! Ihr Ziel Natur will haben;
„Sind einmahl die zweyhundert um;
„Das ist der guten Zeiten Trumm.
„Berg ab mit Eil es jetzo geht;

„Wie, Gott erbarms! an mir ihr seht!“ —
Mit ganz entändertem Gesicht
Abram zum Greisen jetzo spricht:
„„Vor solches Noth, die ist nicht gut,
„„Bewahr mich Gottes Schutz und Hut!
„„Ach sollt' es dahin mit mir kommen
„„Würd' ich jetzt lieber weg genommen,
„„Ein niedlich froher muntrer Greis
„„Zu ihm ins himmlisch Paradeis,
„„Mit frischen Sinnen und Gedanken
„„Dafür wollt ich recht baß ihm danken!““
„Die fromme Bitt sey dir gewährt“
Und wie man eine Hand umkehrt,
Verschwunden ist der alte Mann,
Ein leiser Schau'r faßt Abram an,
Als wär's des Todesengels Schweben,
Durch Abrams Glieder geht ein Leben,
Sie lösen sich in sanften Tod
Und seine Seele fährt zu Gott.

Kurd.

XLI.

Die kleinen Krebse.

Eine Anekdote.

Zu einem Bäkker traten
Franzosen ins Quartier.
Sie werden mit Manier
Zum Mittagsmahl geladen;
Allein der Dienst geht vor.
Sie müssen um sich kleiden,
Und zu dem ganzen Korps
Hinaus zur Mustrung schreiten. —

Die gute Hausfrau wärmt
Die Rindfleischbrüh' indessen
Am Bäkkerheerd; vermessen
Und unaufhaltsam schwärmt
Ein Heer von Bäkkerschwaben
Um das Gericht herum
Und liegt entseelt und stumm
Am Ende drinn begraben. —

Jetzt zieh'n die Herren heim;
Man trägt herein die Speißen.
... Man wird zurükk sie weisen! ...
O nein! wie Honigseim
Schmekkt Fleisch und Brüh' den Kriegern;
Die todte Schwabenschaar
Wird schnell von Weltbesiegern
Verzehrt mit Haut und Haar.

Die Frau besorgt mit Müh'
Nun eine andre Brüh,
Und Fleisch von anderm Schlage,
Zum bessern Mittagsschmauß,
Am zweiten Ruhetage.
Da ruft ein Franzmann aus:
„Fi! — c'est une autre chose!
„Nikks! nikks! brink wieder Sauce
„Mit kleine Krebse her!
„Dokk Krebse — nokk weit mehr!"

„Plus — plus encore, von kleine
„Krebs! — Krebs! — ruft alles aus
Im stürmischen Vereine. —
Ein jedes Bäkkerhaus
Muß von den Ungeziefern
Nun ganze Körbe liefern. —

Und mit den Worten nahm
Man Abschied in der Früh:
„Adieu! ich dank, Madame,
„Für delikate Brüh.
„So lang' ikk leb' . . . Gott geb's! . . .
„Ich denk' an kleine Krebs!"

Kärner.

XLII.

Die Weihnachtspredigt.

Ein Prediger ließ sich verführen,
Einst durch ein fröhliches Gelag,
Nicht auf die Predigt zu studieren,
Womit er Bauern sollte rühren,
Am ersten Weihnachtsfeyertag;
Und als er nun mit banger Miene
Auf der geweihten Rednerbühne
Vor sämmtlicher Gemeinde stand;
Die Bauern alle auf ihn sahen,
Der Worte Zauber zu empfahen,
Und nirgends er ein Wörtchen fand,

Da faßt er den Entschluß, den Knoten
Schnell zur duchhau'n, ein kühner Held!
Denn das Genie singt nicht nach Noten,
Es trägt sich in die eig'ne Welt; —
„Ihr Christen, . . . rief er, . . . höret mich!
„Es ist, seit christlichen Gedenken,
„Ein löblicher Gebrauch, daß sich
„Am heüt'gen Feste männiglich
„Die Menschen unter sich beschenken!

„Ich weiß, lieb habt Ihr alle mich,
„Gewiß, . . . ich sollt' es doch wohl denken, . . .
„Wollt Ihr mir heüt auch etwas schenken,
„Das freüt mich; doch sey's fern, daß Ihr
„In Kosten Eüch stekkt meinetwillen;
„Drum, soll ich Eüern Wunsch erfüllen;
„So schenkt die heüt'ge Predigt mir,
„Und laßt uns geh'n, woher wir kamen!" —
Der Cantor intonirte: Amen!

Körner.

XLIII.

Räthsel.

1. Sylbenräthsel.

Ein dreysylbig Wort.

1. Die ersten zwey Sylben.

Mein Losungswort ist: Ruhe, Friede!
Mit Sehnsucht blikkt nach mir der Müde,
Dem saurer Schweiß sein Brot gewinnt;
An meiner Hand eilt er zur Hütte,
Wo Lieb' und Trost er in der Mitte
Der Gattinn und der Kinder find't.

Wenn von der Gluth der Sonnenstrahlen
Die Pilger kraftlos niederfallen,
Und schmachtet jeder Blüthenstrauch,
Steig' ich mit leisem mildem Wehen
Zur Erde von des Himmels Höhen,
Und spende neüen Lebenshauch.

Die Reize, welche mich umfließen,
Die Zauber, die an mich sich schließen,
Ahmt Lorrains Pinsel halb nur nach.
Gemählde, die der Seel' entgleiten,
Gesungen in des Harfners Saiten, —
Sie kommen nie dem Urbild nach.

Erschein ich eüch, so wandeln Schatten,
Gespenstern gleich, auf Flur und Matten:
Doch jedes Kind hat Lust daran.
Die kleinste Hütte wird zum Berge,
Zu Riesen macht ich selbst die Zwerge,
Und staunend blikken sie sich an.

Ich öffne eüch Caßin' und Bühne,
Ich lokke eüch hinaus in's Grüne,
Das Bad' bereit ich eüch im See.
Ihr folgt mir gern zu meinem Schmause,
Den Freünd geleit' ich eüch zum Hause,
Und mit mir trinkt ihr Chinas Thee.

Ein jedes Wesen sieht mich gerne,
Der Fleiß allein nur wünscht mich ferne,
Doch, ach! der Menge graut vor mir.
Mein ist der letzte Hauch des Lebens,

Und all sein Kämpfen ist vergebens,
Ich führ' es an des Todes Thür.

---

2. Die letzte Sylbe.

Das, was ich bin, fühlt nur das Auge,
Mein Leben von dem Licht ich sauge.
Bin ich, so bin ich Geistern gleich.
Erscheinung nur ist's, die mich kennet;
Empfindung nur ist's, die mich nennet;
Meyn Seyn gehört der Sonne Reich.

Ich bin die Zierde mancher Blume,
Und in der Unschuld Heiligthume
Erkennt gerührt dein Auge mich.
Ich herrsche in dem Reich der Tugend,
Und von der unbeflekkten Jugend
Noch nie mein sanfter Zauber wich.

Der Kranke wünscht mich mit Begierde.
Selbst schwarzen Wangen bin ich Zierde,
Wenn oft die Weiße mich erlog.
Ich sitz' im heimlichen Gerichte
Unsichtbar glüht' ich im Gesichte,
Oft, wenn mich dunkle Nacht umzog.

Vermähle ich mich mit der Farbe,
Die du erblikkest an der Garbe,
So gleich' ich der Orange Frucht.
Der Grund bin ich der größten Brükke,
Die je sich zeigte deinem Blikke,
Doch die dein Fuß noch nie versucht.

Blikkst du zu viel nach mir im Glase,
So fahr' ich rächend dir zur Nase,
Und mache dir dein Auge stumpf.
Wenn ich des Mädchens Lokken ziere,
Trifft's daß ich meinen Ruf verliere,
Doch nie verlier' ich, bin ich Trumpf.

Erblikkest du mich an der Fahne,
Und droht man dir mit meinem Hahne,
So hüte dich, nimm dich in Acht;
Doch wenn ich dunkle Nacht erhelle,
Und wenn zum Himmel wogt die Quelle,
So ist das Drohen schon vollbracht.

---

3. Das Ganze.

So prachtvoll und so schön ich glänze,
Sieht nie die Nacht mich, nie der Tag.

Dein Auge sieht an ferner Grenze
Mich dennoch, wenn ich ihn bekränze
Des schönsten Tages Sarkophag.

Die Schwester ruf ich in das Leben,
So wie des Bruders Auge bricht.
Mein Vater stirbt mit ihm, doch heben
Sich seine Blikke noch und geben,
Indem die Mutter weint, mein Licht.

Kurz ist mein Daseyn; ich verkünde,
Zieh' gegen Osten ich durchs Land,
Daß morgen schön der Tag verschwinde,
Daß morgen sich auch Freüde finde,
So schön als man sie heüte fand.

E. Schellenberg, geb. Bidermann.

---

2. Räthsel.

Zum Gefechte rasch hinaus
Zieh'n geübte Heere,
Sonder Lärm' doch und Gebraus,
Auf das Feld der Ehre.

Tapfre Mannschaft eilt heran
In der Schlacht erfahren.
Hinten, vorn und neben an
Fliegen Reiterschaaren.

Im geziemend klugem Schritt
Zieht auf jeder Seite
Selbst des Volkes Hirte mit;
Um ihn sein Geleite. —

Feldherrn, schnell gewandt und kühn,
Voller Thatenleben,
Sind mit eifrigem Bemüh'n
Ihnen zugegeben. —

Dort zu jenem Fürstenthron
Stürmet wild die Menge.
Weh! der eine Feldherr schon
Sinkt in dem Gedränge.

Und es hält der Feinde Heer
Jubelnd ihn gefangen. —
„Nur getrost! ha! nimmermehr
„Sollt du, Fürst, erbangen!"

„Ritter, auf! den Feldhauptmann
„Wieder zu erringen!
„Und ist keiner, der es kann,
„Dann will ich's vollbringen!“

So der Knapp, und eilt zum Streit,
Sich dem Tod zu weihen!
Und der Feldherr ist befreyt
Aus der Feinde Reihen.

Frisch beginnt die scharfe Schlacht;
Tagelang sie dauert:
Blößen werden mit Bedacht
Mühsam abgelauert.

Doch es macht der grause Krieg
Keine Thräne fließen;
Und erstritten ist der Sieg
Ohne Blutvergießen.

Endlich stürzt der ganze Troß
Hin zur Lagerstätte;
Fürsten, Edle, Mann und Roß
Ruh'n im gleichen Bette.

Drhm.

3. Räthsel.

Still ziehet auf blauen Meere
Ein einsamer Nachen dahin,
Und wer in dem Nachen wäre,
Könnt' aller Sorg' entflieh'n.

Er landet an keinem Gestade,
Kehrt nimmer im Hafen ein,
Und zeichnet die thauigen Pfade
Mit holdem silbernen Schein.

Er ziehet so sicher, so leise,
Von keinem Piloten geführt.
Auch wird auf der nächtlichen Reise
Nicht Stange noch Ruder gerührt.

Du siehest ihn hoch in der Ferne,
Aus himmlischen Silber gebaut.
Er zieht durch die Wunder der Sterne,
Mit Wundern und Sternen vertraut.

Und nimmer reitzt ihn der Krone
Hell leüchtendes Edelgestein,
Und nimmer mit lokkendem Tone
Der Leyer süßes: halt ein!

Mag spannen der Jäger den Bogen,
Die Schlange sich krümmen mit Droh'n,
Still schwebt durch azurene Wogen
Der ruhige Nachen davon.

Ach, wer in dem Nachen wäre,
Könnt' aller Sorg' entfliehn!
Es blikkt zu dem blauen Meere
Wohl mancher sehnende Sinn.

Lotte.

---

4. Räthsel.

Wer kennt, wer nennt mir den Propheten,
Den Fürst und Bauer hört und liebt?
Der nicht gedehnte dunkle Reden,
Nur kurze Sprüche deütlich gibt?

Es strahlt sein Kleid die Sonne wieder,
Doch hats nicht Stikkerkunst vollbracht.
Es fügt sich sanft um Leib und Glieder,
Und doch kein Schneider hat's gemacht.

Alt ist der Stammbaum unsers Helden,
Alt, wie man keinen Stammbaum sah.
Vor Adam stand, nach heil'gem Melden,
Der Anherr prophezeyend da.

Sein Haupt belastet eine Krone,
Von ernsten Sorgen schwankt es schwer,
Und, wie den Sultan auf dem Throne,
Umwandelt ihn ein Frauenheer.

Was fragt der Weise nach dem Scheine?
Was soll ihm Gold und eitler Tand?
Gemeine schmükkt das Ungemeine,
Er schreitet barfuß durch das Land.

Und welchen Gott sein Herz verehret,
Jehova, Fohi*), oder Tien**),
Das hat er nie die Welt gelehret,
Doch preis' ich hochbewundernd ihn:

Denn vor dem ersten Glanz der Sterne,
Wie vor der Sonnenrosse Lauf,
Kehrt er den Blikk zur Himmelsferne,
Steigt sein Gebet zum Schöpfer auf.

---

*) Die Chinesen sind verschiedenen Religionssystemen zugethan. Das älteste dieser Systeme rührt her von Fohi, einem ihrer ersten Könige, der für einen Sohn des Regenbogens ausgegeben wird.

**) Unter dem Namen Tien verehren die Chinesen den als Gottheit gedachten Himmel.

Ach, Tugend hindert nicht Verderben!
Blind trifft der Frevel ohne Wahl.
Ich sehe Seher, seh' dich sterben, —
In Weiberhänden droht der Stahl!

5. Räthsel.

Wer nennt die kleine runde Welt?
Gar wundersam ist sie bestellt;
Es ist darin nicht Berg noch Thal,
Nicht Mondenschein noch Sonnenstrahl.
Doch Mutterlieb' in stiller Lust
Erwärmt an ihrer weichen Brust
Die kleine Welt, und allgemach
Wird drin ein zartes Leben wach.
Bald wachsen ihm die kleinen Schwingen,
Es will die enge Welt durchdringen;
Und sieh', es bricht sie leicht entzwey,
Und hüpfet nun getrost und frey,
Und trinkt das süße Tageslicht.
Doch ach! es hätt' und fände nicht
Ein Plätzchen, wo es künftig bliebe:
Drum kommt die zarte Mutterliebe,
Und nimmt es wieder weich und warm
An ihre Brust, in ihren Arm.
Nun sagt, wer kann das Räthsel lösen?
Wie heißt die kleine Welt und das beschwingte Wesen?

Krummacher.

6. Der Hammer.

Ein Räthsel.

Es hängt in fest verschloßner Kammer,
So finster wie die schwarze Nacht,
Ein Meisterstükk von einem Hammer,
Das dem Erfinder Ehre macht.

Ein wahres Kleinod ist's im Hause,
Und edler noch als Edelstein;
Es richtet aus der engen Klause
Des ganzen Hauses Wirthschaft ein.

Denn wenn der Hammer seine Kräfte
In abgemeßne Schläge theilt,
So gehn von selber die Geschäfte,
Nichts wird versaümt und übereilt.

Und schlägt er sanfter und gelinder,
So geht das ganze Haus zur Ruh;
Und schlägt er rascher und geschwinder,
So geht es wieder lustig zu.

Doch hämmert stärker er und schneller,
So bringt er Angst und Schrekk ins Haus;
Es bebt der Boden und der Keller,
Und alle Scherze fliehn hinaus.

Es ist wohl schwer, es zu ertragen,
Wenn er zu heftig sich bewegt,
Doch mehr noch ist es zu beklagen,
Wenn sich der Hammer gar nicht regt.

Dann gibt's im Hause keine Feste
Es ist so heimlich drin und stumm;
Was soll man mit dem öden Neste?
Man kümmert sich nicht weiter drum.

Es gibt der Hämmer viel hienieden,
Und gehst du Haus bey Haus entlang,
So findest du sie gar verschieden;
Die meisten haben andern Klang.

Doch wenn von ähnlichen Metallen
Zwey Hämmer in der Nähe stehn,
So wird, wenn in den Takt sie fallen,
Die schönste Klappermühle gehn.

Schmidt von Lübekk.

7. Sylbenräthsel.

Die erste hegt in sichern Mauern
Uns freündlich und gesellig ein,
Wenn Pyramiden ewig dauern,
Der Erdball selbst — dankts ihr allein.
Wer reich an ihr heißt, will ich schwören
Denn wird wohl mehr als sie gehören.

Doch kenn ich ihres Namens Einen,
Der mehr werth, als sein ganz Geschlecht,
Ich nähm' drum keinen Demant, keinen
Rubin, und wär er noch so ächt.
Fragst du, woher sein Werth zu leiten;
So ist die Antwort: von der Zweyten.

Die zweyten soll ich würdig mahlen?
Ich könnt es, hätt ich sie in mir,
Sie feüert gleich der Sonne Strahlen,
Und stammt im Grunde auch von ihr;
Da mag ihr Geist nicht wohl gedeihen,
Wo frühe Winter, späte Mayen.

Ja wer auf ihr zu Schiffe ginge,
Kein Wasser hätte dem was an,
Mit ihr wird jeder gute Dinge
Und säh' er tausend Feinde nah'n
Nach Sterbenden wird sie gegeben,
Als Labsal auf ein and'res Leben.

Die erste aber trägt das Ganze.
Wenn Jener Wasser aus ihr schlug,
Ihr ist zum ew'gen Ehrenkranze
Dieß Wunder lang nicht groß genug:
Und auch der ärgste Nebenpasser
Muß sagen: hier ist mehr als Wasser.

D. Wetzel.

Auflösung der Räthsel.

1. Die Abendröthe.

Erklärende Anmerkungen zu diesem Räthsel.

a) Lorrain (eigentlich Claude Gelée) war ein sehr berühmter Landschaftsmahler. Er wurde in dem Lothring'schen Schlosse de Champagne geboren und starb im Jahr 1782 zu Rom, wo er sich haüslich niedergelassen hatte. Die großen Bildergallerien in Italien, Frankreich, Spanien und Deütschland besitzen von ihm schätzbare Werke. In der Wahrheit, womit er die Wirkung der Sonne zu den verschiedenen Stunden des Tages, und die sanften kühlenden Lüfte, die durch die Wipfel hinspielen und in das Gemurmel eines, unter dem Schatten sich hinschlängelnden Baches flüsternd einstimmen, taüschend auszudrükken wußte, steht ihm nur Caspar Dughet zur Seite. Alle seine Nebenbuhler aber übertraf er darin, daß er einigen dunkel beschatteten Stellen eine thänige Feüchtigkeit zu leihen wußte, die ganz unnachahmlich ist.

b) Blikkest du zu viel ꝛc. Eine Anspielung auf diejenigen, die gern viel rothen Wein trinken, und sich dadurch oft rothe Nasen zuziehen.

c) Erblikkst du mich — Hahne. Eine rothe Fahne wird oft bey Feüersgefahr ausgestrekkt, und jeman-

den einen rothen Hahn auf das Haus setzen, heißt so viel als sein Haus in Brand stekken.

d) Zum Himmel wagt die Quelle. Die Quelle, nämlich der Röthe, ist das Feüer, das hier als in einem Gebaüde ausgebrochen dargestellt wird.

e) Die Schwester ist die Nacht, der Bruder der Tag, der Vater die Sonne, die Mutter die Luft, in deren Schooß das Abendroth sich bildet und aus welcher die Thautropfen (die Mutter weint) herabfallen.

2) Das Schachspiel.

3) Der Mond.

Erklärende Anmerkung zu diesem Räthsel.

Und nimmer reitzt ihn — sich krümmen mit Drohen. Ist eine Anspielung auf die Sternbilder: die Krone, die Lyra oder Leyer, der Jäger oder Schütze, die Schlange, welche Sternbilder so dargestellt werden, als könnten sie den Mond nicht von seiner Bahn abziehen.

4. Der Hahn.

5 Das Ey.

6. Das Herz.

7) Steinwein, ein herrlicher Wein, der bey Würzburg wächst auf einem Hügel, weicher der Stein heißt.

Erklärende Anmerkung zu diesem Räthsel.

Wenn Jener Wasser aus ihr schlug, ist eine Anspielung auf Moses, der bekanntlich mit seinem Stabe einen Felsen schlug, daß er Wasser gab.

54

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pöhlmann, Johann Paul,

Unterhaltende und belehrende Sammelschrift für die Jugend

Erlangen 1819

Paed.pr. 2704
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10760730-4